

Auferstehung

16

Als Henry erstmals abends allein am Esstisch saß, wunderte er sich. Nur selten gab es Anlässe, nicht zum Essen zu erscheinen, und wenn jemand erkrankte, informierte das Personal die Tischnachbarn. Bis zum nächsten Morgen vergaß Henry die Sache. Am Abend erschienen Marie, John und William wiederum nicht zum Essen. Er begann sich Gedanken zu machen und fühlte sich ausgeschlossen, ohne zu wissen, wovon er ausgeschlossen wurde, und weil er sich über nichts Konkretes ärgern konnte, bekam er schlechte Laune; ein Grund, ein Glas mehr als gewöhnlich zu trinken, während er lustlos das vom *cash-back*-Geschrei der regionalen Autohändler unterbrochene Fernsehprogramm verfolgte.

Kaum hatte er anderentags beim Frühstück Platz genommen, stellte sich die schlechte Laune des gestrigen Abends ein. Die Selbstverständlichkeit, mit der John das Messer nahm und auf das Frühstücksei zielte, William das Eiweiß seines Spiegeleis abtrennte und das Eigelb auf den Toast legte, regte ihn auf.

»Ihr scheint neuerdings sehr unternehmungslustig zu sein, da bleibt wohl keine Zeit mehr zum Abendessen?«

Die Spitze von Johns Ei fiel auf den Teller. John schien dies nicht zu bemerken, denn er sägte weiter mit dem Messer im Leeren. »Na ja, jeder sollte seine Zeit sinnvoll nutzen«, antwortete er bedächtig. »Gab es nicht mal von dir die These, Beschäftigung im Alter sei wertvoll?«

»Und wie beschäftigt ihr euch?«

»Eine interessante Frage«, meinte William, »und nicht einfach zu beantworten. Ich würde es als eine soziale Tätigkeit bezeichnen.« Nach kurzem Nachdenken bestätigte er: »Ja, sozial.«

»Mit einer kulturellen Komponente«, ergänzte John.

Henry stieß den Teller weg.

»Sei nicht beleidigt, Henry«, besänftigte Marie. »Ihr benehmt euch wie kleine Kinder«, tadelte sie John und William. »Keine Gelegenheit lasst ihr aus, um Henry zu ärgern.«

»Übertreibe nicht«, sagte John. Danach beschäftigte er sich mit einer Scheibe Toast und gebratenem Speck, als säße er allein am Tisch. Marie unterbrach das gegenseitige Anschweigen mit einer Belanglosigkeit über das Wetter, das, wie William antwortete, sich durch nichts vom Wetter der letzten hundert Jahre zu dieser Jahreszeit unterscheiden würde. Als sie sich nicht länger an die Kaffeetasse oder den Teller klammern konnten, verabschiedete sich Henry und knurrte, was sich wie ›Seid fleißig!‹ anhörte.

Marie machte ein vorwurfsvolles Gesicht. »Wenn Unfrieden der Preis für das Geburtstagsgeschenk ist, sollten wir uns diesen Punkt noch einmal gründlich überlegen. Henry ist kein kleines Kind mehr, das überrascht werden müsste.«

»Du bist immer auf Henrys Seite«, stellte John fest. »Ist Henry stets offen und ehrlich zu uns gewesen?«

»Offen nicht, ehrlich schon«, urteilte William.

»Ich werde Henry einweihen«, entschied Marie.

»Nicht im Alleingang!« sagte John. »Wir haben die Sache gemeinsam entschieden, und bei diesem Prinzip soll es auch bleiben. Wir treffen uns nach dem Abendessen im Raucherzimmer«, ordnete er an, »und bereden alles in Ruhe.«

In solchen Dingen widersprach ihm niemand. Es gab schließlich kaum anderweitige Verpflichtungen, die eine Terminabstimmung notwendig gemacht hätten. Seit dem nicht ganz freiwilligen Umzug der Pokerrunde in das Old House Inn wurde das Raucherzimmer nicht mehr benutzt und war damit ein idealer Ort für vertrauliche Zusammenkünfte.

»Wie soll es eurer Ansicht nach weitergehen?« fragte William, als sie vollständig versammelt waren.

»Was meinst du?«, fragte John zurück.

William hatte sich keine eigene Meinung gebildet; die Frage, ob Henry über ein Geburtstagsgeschenk im Vorhinein informiert werden sollte, war ihm ziemlich gleichgültig. Das Telefonat von heute Nachmittag beschäftigte ihn immer noch. Anderson, Anlageberater bei Boston Invest, war ohne Umschweife zur Sache gekommen. Er hatte alle Transaktionen wie besprochen durchgeführt und William dreitausend Dollar Einkommen im Jahr in Aussicht gestellt – das waren sogar fünfhundert mehr, als sich Anderson zum Ziel gesteckt hatte.. Alles unter der Voraussetzung, dass William nicht mehr als zweihundertfünfzig Dollar im Monat ausgeben würde. Ein lächerlicher Betrag; für zweihundertfünfzig Dollar im Monat bekam er noch nicht einmal Vollpension bei McDonalds. Das Ergebnis konnte er Anderson nicht ankreiden, das Kapital war schlichtweg zu gering, um sich die Retirement Residence leisten zu können, die Antwort von Anderson daher vorhersehbar, schließlich beherrschte er die Zinsrechnung. Er würde über kurz oder lang aus der Retirement Residence ausziehen müssen. Noch zwei oder drei Monate bleiben, den Sommer und den Frühherbst genießen, und dann aus dem Fenster springen...? William erschrak. Der gedankliche Ausrutscher bewies ihm, wie sehr er den unvermeidlichen Auszug als Makel und tiefe Demütigung empfand.

»Träum nicht«, stupste John ihn an. »Also, ich denke ...«

In diesem Moment öffnete sich die Tür. George und Pete kamen herein.

»Habt ihr etwas Besonderes vor?« fragte Pete. »Oder sind wir nicht willkommen?« Er schaute auffordernd in die Runde.

»Du könntest deine Briefmarken sortieren«, schlug John vor.

»Welche Briefmarken?«

»Schmetterlinge katalogisieren, die Fotos vom Florida-Urlaub vor zwanzig Jahren einkleben, oder deine Münzsammlung polieren...«

»Mir reicht schon, wenn wir das ewige Einerlei durch ein erträgliches Einerlei ersetzen«, antwortete Pete.

»Soll ich Marie wegen deiner Langeweile hinaus komplimentieren, damit wir Karten spielen können?«

»Wegen mir wird nicht gestritten«, sagte Marie. »Das ist ein Befehl, John, und du hältst dich daran, weil du das Gehorchen sowieso nicht mehr aus den Knochen kriegst.«

John protestierte.

»Mir gefällt, was Pete gesagt hat«, fuhr Marie unbeirrt fort. »Die Mehrzahl hier im Haus tut so, als hätte sie Zeit ohne Ende, als brauche sie für das Morgen nicht zu planen, weil es ein Übermorgen gibt und dann immer noch Gelegenheit ist zu tun, was man noch tun wollte.«

»Was soll das?« fuhr John sie an. »Willst du einen Philosophiekurs eröffnen?«

»Pscht!« Marie legte ihren Zeigefinger auf Johns Mund und lächelte ihn an. »Langeweile ist in unserem Alter eine ungeheuerliche Verschwendung. Ihr sitzt doch auch nur hier herum und wisst nicht, wie ihr den Tag erschlagen sollt. Erzählt mir nicht, dass ihr regelmäßig Karten spielt, das ist weder Lebensinhalt noch Tagesgestaltung, höchstens ein Vorwand für den einen oder anderen unter euch, sich über das strikte Alkoholverbot von Dr. Scullin hinweg zu setzen. Aber das muss jeder mit seiner eigenen Gesundheit ausmachen.«

»Mein Gott!« platzte John heraus. »Es geht um eine Überraschung, nicht um unser ganzes Leben! Auch Henry hat nur einmal im Jahr Geburtstag. Wir arrangieren für ihn eine Filmvorführung.«

»Nur du kannst einen Satz mit ›arrangieren‹ so fantasielos daher sagen, tadelte Marie. »Dabei ist alles so stilvoll – wir sind in die Jahre gekommen, der Film wird nicht mehr der Jüngste sein – aus den Glanztagen der Studios, und das Kino wird quasi wiederbelebt – wir richten es derzeit her, keine Schönheits-

operation, sonder nur etwas Make-up. Das Kino gehört Jonathan Tresellian; dem Mann, den Jefford vom Grundstück verwiesen hat, als er mit Henry aus Cornbrigde hier betrunken mit dem Taxi vorfuhr.«

»Ich kenne diesen Tresellian nicht«, sagte George. »Wozu das alles? Diese Mühe! Ob sich das lohnt?«

»Ich werde dich jedenfalls nicht bezahlen«, antwortete John. »Im Gegenteil. In dieser Sache darf nur mitmachen, wer sein Eintrittsgeld entrichtet hat. Eine Nummer wie diese hast du doch in deinen neunundsiebzig Jahren noch nie gedreht. Denk mal an ›Der Clou‹, mit Paul Newman und Robert Redford. Nie gehört? Wahrscheinlich bist du nie ins Kino gegangen, weil sich die Mühe nicht lohnt.«

»Ich glaube, du machst dich über mich lustig«, sagte George. »Das ist nicht anständig von dir.«

»Manchmal ist es anstrengend, mit deinen Ansichten umzugehen.«

»George«, mischte sich Marie ein, »wir brauchen Perspektiven, einfache Dinge, die uns Spaß machen und für die es sich lohnt, morgens aufzustehen oder abends den neuen Tag herbei zu sehen.«

»In unserem Alter? Ich weiß doch heute nicht, ob ich morgen noch lebe.« George erhob die Hände gegen die erstaunten Blicke aus der Runde. »Okay, ich übertreibe vielleicht. Seid ehrlich: Wer hat noch die Kraft und die Energie? Jeder hier hat irgendwelche gesundheitlichen Probleme, Hypertonie, Angina pectoris, Diabetes, Rheuma. Schaut euch Petes krumme Finger an – Hyperurikämie! Ich für meinen Teil bin froh, wenn ich den Tag leidlich überstanden habe.«

»Was gehen dich meine Harnsäurewerte an?« fragte Pete. »Solange ich ein *full house* in den Fingern halten kann, nehme ich jede Herausforderung an.«

John machte ein spöttisches Gesicht. »George verwechselt

Ursache und Wirkung. Schließlich soll der Film nicht von Pete mit der Hand durch den Projektor gekurbelt werden.«

»Niemand hat von dir verlangt, dich vorsätzlich umzubringen, George«, sagte Marie. »Findest du es sehr interessant, den ganzen Tag an dein schwaches Herz zu denken und den morgendlichen und abendlichen Blutdruck zu registrieren?«

Die Frage wurde allseits mit Schmunzeln beantwortet. »Ich schlage eine Geldbeutel-Transplantation vor«, rief John übermütig. »Das würde ihm ungeheuer auf die Beine helfen.«

Nur William lachte nicht über diesen Witz.

George ließ nicht locker. »Habt ihr euch schon mal beim Gehen beobachtet? Und ihr wollt ein Kino wiedereröffnen?«

»Willst du uns eines kaufen?« lachte John. »Oder besser: Du planst einen Neubau. Draußen im Park, damit wir das Kino zu Fuß erreichen können. Du, als Sponsor, wirst von zwei Schwestern auf der Bahre hinein getragen, allerdings mit verbundenen Augen, damit dein Blutdruck beim Anblick der Weiblichkeit aus der ungewohnten Perspektive keine Kapriolen schlägt.«

George guckte beleidigt und antwortete nicht.

»He, ich habe uns lange nicht so lustig gesehen«, sagte Pete und versuchte sich an ein paar Tanzschritten, die komisch wirken sollten. »Wir sollten eine Comedy-Truppe gründen.«

»Ist das nicht maßlos übertrieben? Wegen zweier Scherze in drei Monaten?« fragte Marie.

»Das war jetzt schon der dritte«, sagte Pete. »He, George, komm zu dir!« Er knuffte ihn in die Seite. »Ohne dich und ohne deine Aufrichtigkeit könnte ich mir das Leben in diesem Haus nicht mehr vorstellen.«

George schluckte. »Gut, ich lade euch alle ein, auch John. Auf meinem Zimmer steht eine Flasche Bourbon, noch nicht angebrochen – wegen meines schwachen Herzens ... «

»Typisch Männer«, lachte Marie. »Ihr könnt nicht fröhlich sein, ohne sogleich ein Saufgelage zu veranstalten.«

»Darfst du überhaupt teilnehmen?« fragte Pete. »Sind Damenbesuche nach der Hausordnung nicht verboten?«

»Ich informiere umgehend Mr. Jefford«, säuselte John in halblautem Flüsterton. »Moral und Anstand sind in Gefahr.«

Pete verneinte mit dem Zeigefinger und toderntem Gesicht. »Das ist Sache von Amy Candlewood.«

»Nun ist aber Schluss mit der üblen Nachrede«, sagte Marie. »Ich werde jetzt George einen Damenbesuch abstatten und ein unmoralisches Glas Whisky trinken.« Sie hakte sich bei ihm unter. »Aus reiner Bosheit oder aus Fürsorge. Das muss jeder für sich herausfinden. Und aus Freundschaft – das gilt für euch alle. Und wenn ich das Glas ausgetrunken habe, werde ich Pete und George ein Geheimnis aus Henrys Leben ausplaudern, ganz im Vertrauen.«

»Marie kommt wie immer gekonnt auf den Höhepunkt«, bemerkte Pete. »Ich bin gespannt.«

Lärmend brachen die alten Leute auf. Jefford, der Abrechnungen kontrollierte, fühlte sich gestört und öffnete die Tür zur Halle, um nach der Ursache für die Heiterkeit zu sehen. George Atkinson und Marie Madison stiegen Arm in Arm die Treppe hinauf, gefolgt von John Andrews und William Pierce, die Pete Roberts in die Mitte genommen hatten. Die fünf amüsierten sich trotz der Anstrengung beim Treppensteigen köstlich. Jefford dachte sofort an Alkohol, hielt es aber nach den Erfahrungen mit Henry Bancroft für besser, sich zurückzuhalten. Er konnte sich nicht erinnern, wann er zuletzt ähnliche Ausgelassenheit im Hause erlebt hatte.

Henry hatte seit dem Abend, an dem er von William und John wegen der geheimnisvollen Aktivitäten hochgenommen worden war, schlechte Laune. Seine Verdrießlichkeit war nichts Neues und darum nahm niemand Notiz davon; er konnte sie also nur bei Tisch ausleben. John hielt mit seiner Dickfelligkeit dagegen – entweder du oder ich, das musste die Philosophie seiner Armeezeit sein, dachte Henry. William legte Teilnahmslosigkeit oben drauf. Das war eine neue Seite, die Henry bisher nicht an ihm kannte. So gesehen verkümmerten die Mahlzeiten zur Essenseinnahme. Marie schien unter diesem Zustand zu leiden. Einige Male dachte Henry, sie wollte ihm etwas sagen, wenn sie den Mund öffnete und kurz verweilte, aber dann doch den Bissen hineinschob. Dass schließlich John die Initiative ergriff, überraschte Henry.

John erhob sich. »Liebe Freunde«, sprach er die Allgemeinheit an, »wir haben uns etwas Besonderes ausgedacht.«

Allmählich wurde es ruhig.

»Wir arrangieren in Cornbridge eine Filmvorführung, nur für uns.«

»Und wozu?«, fragte Heather Randolfs.

Johns Gesichtsfarbe wechselte von blass zu rot.

»Um ein wenig Abwechslung«, antwortete Marie an Johns Stelle, »um den Spaß am Ungewöhnlichen. Die Bastelkurse, Liederabende, unser wöchentliches Jeopardy!-Spielchen – ist es das, neben Essen, Schlafen und Beten, je nach dem, und dem Ausflug nach Cape Cod als Krönung des Jahres?. John hat dort dreißig Jahre lang Urlaub gemacht, wie er mir erzählt hat. Allein diese Vorstellung treibt mich dazu, Veränderung zu wagen.«

»Und jetzt möchte John endlich etwas anderes sehen?« fragte Heather mit spitzen Lippen.

John fasste sich. »Etwas anderes sehen? Ja. In Cornbridge gibt es ein Kino, das Movie Star Theatre, das ist derzeit noch

geschlossen – also dort möchten wir – Marie, wir hier am Tisch – eine Filmvorführung arrangieren.«

»Sagtest du nicht, das Kino sei geschlossen?« fragte Betty Owens quer durch den Raum. Ihre dünne Stimme geriet durch die Lautstärke zum Piepsen.

»Das Kino wird anlässlich dieser – hmm – Premiere exklusiv für uns wiedereröffnet«, entgegnete John förmlich.

»Also doch nur ein privater Club«, sagte Amy Candlewood und verzog den Mund. »Vermutlich mit Alkoholausschank.«

»Ihr seid alle herzlich eingeladen«, fuhr John unbeirrt fort. »Das Datum steht noch nicht fest – bevor der Film nicht da ist – vermutlich nächste oder übernächste Woche. Der Beginn und all das Drum und Dran, die Organisation der Fahrten müssen noch geregelt werden. Ich teile euch die Einzelheiten aber rechtzeitig mit.«

»Was wird denn gegeben?« fragte eine Stimme aus dem Hintergrund. »Wenn man ins Kino geht, weiß man doch immer, was man sehen möchte.«

»Wir hatten gedacht ...«, begann er und brach ab, schaute dann vor sich auf den Tisch, als habe er dort einen Merktzettel liegen.

»›Als Du Abschied nahmst‹«, sagte Marie in die erwartungsvolle Stille. »Wir haben einen Film ausgewählt, den man nicht alle Tage im Fernsehen zu sehen bekommt. Von 1944.«

»Wer hat einen Film ausgewählt?« fragte John.

»Noch läuft die Planung ein wenig durcheinander.« Marie stand kurz auf, als wolle sie das Kommando von John übernehmen, setzte sich aber wieder. »Aber ich verspreche euch, dass der richtige Film im Kasten ist, wenn wir ihn zeigen.«

»Ja«, sagte John, »wir zeigen also... Er beugte sich zu Marie. »Warum zeigen wir ›Als Du Abschied nahmst‹? Ich dachte ...

»Ihr alle seid herzlich eingeladen«, sagte Marie mit erhobener Stimme.

»Wir sollten gemeinsam fahren«, schlug George vor. »Man könnte einen Bus nehmen, das erspart jedem die Mühe.«

»Kaufen oder mieten?« fragte Pete.

John winkte unwirsch ab.

»Sind wir rechtzeitig zum Abendessen zurück?« wollte Heather Randolfs wissen.

»Mit der Organisation, das klären wir noch«, antwortete John.

»Das sagte ich doch bereits.«

»Die Vorführung ist am Mittwoch«, sagte Marie und schaute in die Runde, ob alle verstanden hätten. John sank in sich zusammen wie ein aus der Form geratener Hefeteig und setzte sich. Marie beugte sich zu ihm. »Bedanke dich, dass ich dir aus der Patsche geholfen habe, anstatt den Beleidigten zu spielen«, flüsterte Marie ihm zu. »Das war eine geniale Idee von dir, einfach so vorzupreschen! Jonathan hat eben erst bei mir angerufen.«

Henry hatte bisher teilnahmslos zugehört. Wer ihn kannte sah, dass das gewohnte Phlegma von ihm abgefallen war. Seine Augen glänzten und die Lippen bewegten sich mit kaum merkbarem Zucken um die Mundwinkel. »Ich kann selbstverständlich gehen, wenn ihr euch ungestört vertraulich unterhalten wollt.«

Marie wollte antworten, aber Henry ließ sie mit einer Handbewegung nicht zu Wort kommen. »Ein interessanter Film, euer Vorschlag, außerordentlich gut besetzt und von daher keine schlechte Wahl«, sagte er. »Nur – wie seid ihr auf das Thema gekommen, das ist doch längst nicht mehr aktuell! Der Film handelt von einer Frau, deren Mann im Zweiten Weltkrieg ist; sie hat zwei erwachsene Töchter, gespielt von Shirley Temple und Jennifer Jones. Wer möchte das heute noch sehen? Wenn es Vietnam wäre, meinetwegen.«

»Ein guter Film ist immer aktuell«, antwortete Marie.

»Wenn es darum geht, die Situation der Daheimgebliebenen während des Zweiten Weltkrieges darzustellen, könnte man

auch ›Mrs. Miniver‹ zeigen, Oscar 1943 für Film, Regie, Drehbuch, Nebendarstellerin und noch irgend etwas. Diese Szenen, wo sie von England aus mit allem, was schwimmen kann, zur französischen Küste aufbrechen, um die englischen Soldaten heimzuholen – das hatte für damalige Verhältnisse schon etwas Patriotisches. Aber heute? Ich würde Lustigeres empfehlen, zum Beispiel ›In der Hölle ist der Teufel los‹, aus dem Jahr 1941. Wenn ihr mich fragt – ein Mordsspaß. Oder«, Henry wurde lebhaft, »wenn wir bei 1941 bleiben wollen: ›1941‹, diese köstliche Satire von Steven Spielberg auf die hysterischen Angriffsfürer nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor. Wenn ihr aber unbedingt auf dem Jahr 1944 besteht, schlage ich ›Casablanca‹ vor.«

»Wenn man dich so hört«, sagte Marie, »könnte man glauben, du hättest dein Leben im Kino und nicht in einer Buchhandlung verbracht.«

»Ich habe die letzten fünfzig Jahre nicht auf dem Mond gelebt«, sagte Henry und wünschte im Aufstehen einen guten Abend.

Am Tag der Filmvorführung verkroch sich Henry nach dem Mittagessen auf seinen Stamplatz im Old House Inn. Er trank aus gekränkter Eitelkeit und war sich dessen sehr wohl bewusst. Von Jonathan war er tief enttäuscht. Jonathan hatte sich nicht weder gemeldet und war auch nicht mehr im Old House Inn erschienen. Die einzig logische Erklärung für Jonathans Verhalten war, dass er ihm aus dem Weg gehen wollte. Möglicherweise hatte Jonathan ein schlechtes Gewissen, weil er Marie und den anderen bei der Filmvorführung half, doch das hätte sich auf einfachste Weise beruhigen lassen, in dem sie ihn mitmachen ließen. Ob er abgelehnt hätte? Nein. Wie Henry es auch drehte, das Verhalten seiner Freunde blieb für ihn eine Kränkung.

Mit der Auswahl des Films – ›Als du Abschied nahmst‹ – hatte Jonathan Sachverstand bewiesen und wenig Gespür für Unterhaltung. Nun lebte man in der Retirement Residence ohnehin in Erinnerungen und eine zusätzliche Begegnung mit den vierziger Jahren würde das unvermeidliche ›weißt du noch, damals‹ bestärken. So betrachtet hatte Jonathan doch gut gewählt. Für Henry war allein schon ein Wiedersehen mit Claudette Colbert, Jennifer Jones und Shirley Temple verlockend. Trotzdem würde er der Vorführung fernbleiben, dafür sorgte schon das Unvermögen, sich heute anders zu verhalten als sein halbes Leben lang, in dem er ausgewichen war und sich zurückgezogen und die Vereinsamung kultiviert hatte. Ihm fehlte die letzte Konsequenz, um aus der selbst gewählten Rolle auszuweichen.

Henry verscheuchte seine Gedanken aus der Nähe der unangenehmen Wahrheiten. Über Filme ließ sich angenehmer träumen, und die Wehmut war zuzeiten sogar Balsam für die Seele. Namen und Filmtitel zogen in seinem Kopf vorbei, sie standen für Begeisterung, Ablehnung, Erfolg, Enttäuschung. Claudette

Colbert erschien ihm als ›Cleopatra‹, 1934, gedreht von Cecil B. DeMille. Als er bei Paradise Pictures noch in der Drehbuchabteilung saß, war sein größter Wunsch, an einem von DeMilles Monumentalfilmen mitarbeiten zu dürfen. Dann stand er unerwartet selbst neben der Kamera. Warum noch bei DeMille mitarbeiten, wenn er Eigenes gestalten konnte? Aaron Goldstein, der Studioboss persönlich, hatte ihn entdeckt und gefördert. »Machen Sie heute weiter, Sie waren sein Assistent«, hatte Goldstein auf ihn gezeigt, nachdem die Crew von ›Das Verhängnis‹ ihren Regisseur Albert Bradley zur letzten Ruhe geleitet hatte und nun traurig und fassungslos im Studio herumstand. Jeder von ihnen war nur gekommen, weil er bei Paradise Pictures angestellt war und nicht in der Absicht, an Bradleys Beerdigungstag weiter an dem Film zu arbeiten. Henry übernahm die Regie und drehte die Szene, wie sie mit Bradley besprochen war. Und die folgenden. Als sie abends die Muster ansahen, schwieg Goldstein eine bedrückende Minute. Dann sagte er erneut: »Machen Sie weiter, Henry.«

Wenn er an Paradise Pictures dachte, zogen die Bilder stets zwanghaft zu ›Brennende Liebe‹ und zu Dorothy Wentworth. Sie war eine mäßige Schauspielerin mit überragender Wirkung auf das Publikum. Er berichtete Aaron Goldstein, was er von Dorothy hielt. Das war mutig, denn jedem in der Branche war bekannt, welch große Stücke Goldstein im Studio und auch sonst auf Dorothy hielt: seine Entdeckung, sein Star. Goldstein war ein patriarchalischer Tyrann, weil er überzeugt war, fürsorglich zu handeln und immer nur das Beste zu wollen, auch den eigenen Erfolg. Goldstein hielt das Studio zusammen, die Schauspielerinnen als ihr Liebhaber oder ihr Vater, manchmal auch beides, wenn es die Umstände erforderten; die Regisseure, Autoren und Schauspieler als Freund und Ratgeber. Goldstein glaubte, Henry einen unschätzbaren Tipp zu geben, als er ihm sagte, Dorothys Talent beschränke sich nicht auf das Gesicht und die Hände.

Henry gab ihm Recht. Dorothy spielte mit dem ganzen Körper, mit kleinen Bewegungen der Hüften oder des Oberkörpers, vollkommen unbetont und wie selbstverständlich. Dorothy gab der Sinnlichkeit eine sichtbare Form.

Am Ende solcher Bilderreisen durch seine Erinnerungen gelangte Henry stets an den Widerspruch in seinem Leben, Julie und Dorothy, und war froh, wenn er zurück in die Realität fliehen konnte. Julie liebte er für ihren Geist und ihre Inspiration, er schätzte die gemeinsamen Abende, wenn sie zusammen saßen und redeten oder in Bücher vertieft schwiegen. Julie war ein Geschenk des Lebens, für Dorothy hatte er mit mehr als der Hälfte seines Lebens bezahlt – für die Leidenschaft, mit der sie ihn überwältigte.

Henry leerte den Rest aus seinem Glas. Die einfache Schwarzweißmalerei – hier Anmut und Geist, da Brüste und Schenkel – funktionierte schon längst nicht mehr, und die Ansicht, Julie habe ihn durch Zahlung seiner Schulden aus seiner Karriere herausgekauft, war Selbstbetrug. Konnte er den Zustand damals überhaupt noch guten Gewissens als Karriere bezeichnen, oder war er nicht bereits am Ende, unwiderruflich? Du hast nicht unter dem Entzug deiner Karriere gelitten, sondern unter deinem Versagen, sagte die unbestechliche Stimme, wie gut, dass du Julie darüber nicht verloren hast.

Henry stützte den Kopf in die Hände und schloss die Augen.

»Hi, Henry!« Jonathans Stimme und ein Schulterklopfen rissen Henry aus seinen Träumen.

»Du? Du hast mir zu meinem Glück noch gefehlt! Ach was, scher dich zu Teufel!« brauste er auf.

Jonathan übergang Henrys Zorn und setzte sich unaufgefordert an den Tisch. »Wir haben dich vermisst. Die Einladung ins Kino galt auch für dich.«

»In letzter Zeit habt ihr keinen besonderen Wert auf meine Anwesenheit gelegt«, entgegnete Henry unfreundlich.

»Darüber ließe sich reden. Wie mir gesagt wurde, bist du in der Vergangenheit auch nicht besonders versessen auf Gemeinsamkeit und Teilnahme gewesen, oder?«

Henry knurrte undeutlich. Sein Verhalten fiel immer häufiger auf ihn zurück. Da es ihm nicht gelang, über seinen Schatten zu springen und einzulenken, sagte er: »Macht, was ihr wollt, aber ohne mich.«

»Auch nicht, wenn *ich* dich herzlich darum bitte?«

Marie! Überrascht schaute Henry über die Schulter.

»Gut«, sagte Henry. »Ich kann dir die Bitte nicht abschlagen, nicht dir.«

Marie umarmte ihn. »Wir sind deine Freunde, und du gehörst zu uns.«

»Mir kommen gleich die Tränen«, sagte Henry gequält und machte sich vorsichtig frei. Im Aufstehen rief er Paddy zu, er komme zum Bezahlen. So konnte er sich abwenden und die Rührung verbergen.

Vor dem Old House Inn wartete Tom in einem Schulbus, mit dem er vorher neunzehn alte Leute ins Movie Star Theatre gefahren hatte. Jetzt saßen sie im Zuschauerraum über drei Sitzreihen verteilt und warteten auf den Beginn der Vorführung. John hatte die Zeit genutzt und sie aufgeklärt, welchen Film sie nun tatsächlich sehen würden, und damit für eine aufgeregte Ungeduld gesorgt. Henry wunderte sich bei seinem Eintreffen über das Bündel neugieriger Blicke, als sei er soeben erst in die Retirement Residence eingeliefert worden. Kaum hatte er den Sitz heruntergeklappt, erloschen die Lampen. Der Vorhang glitt zur Seite und die Leinwand leuchtete auf. Die Titelmusik von ›Brennende Liebe‹ erfüllte den Raum, zugleich mit der ersten Einstellung: Das Herrenhaus der Familie Henderson in Virginia, umsäumt von alten Bäumen, dann der Titel, dessen Buchstaben sich am unteren Ende entzündeten und das Bild in ein flammendes Inferno verwandeln. Henry ergriff mit ungläubigem Staunen Maries Hand, erhob sich halb aus dem Sitz und fiel wieder zurück. Sein Kopf schlug gegen ihre Schulter.

»Was ist los, Henry?« fragte Marie halblaut mit besorgter Stimme. »Ist alles okay?« Sie schlug ihm mit der flachen Hand mehrfach ins Gesicht. »Verdammt, es war ein Fehler!« rief sie beunruhigt Jonathan zu. »Er stirbt uns unter der Hand!«

»Pscht!« klangen einige ärgerliche Zurufe aus den Reihen der entfernter sitzenden Leute, die Henrys Kreislaufschwäche nicht bemerken konnten.

Zu Maries Erleichterung schlug Henry die Augen wieder auf. Sie umfasste seine Schultern, streichelte sein Gesicht. »Ist alles in Ordnung?« fragte sie noch einmal leise.

»Wo habt ihr den Film her?«, fragte er. »Mein Gott! Den gibt es doch gar nicht mehr.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Marie. Dann klatschten die

Zuschauer Beifall, als die Worte ›Regie Henry Bancroft‹ auf der Leinwand standen. Vor ihren Augen entrollte sich, Meter für Meter, die Familiensaga der Hendersons und ihre nachbarschaftliche Fehde mit den Sherwoods zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Jim Henderson begleitet seine Schwester Katherine auf ein Fest. Dort sieht sie erstmals Christopher Sherwood, den Sohn der verfeindeten Nachbarsfamilie, der nach Erziehung und Studium in Europa nach Hause zurückgekehrt war.

Henry schloss und öffnete die Augen, ohne dass er den Film abstellen konnte wie seine sonstigen Tagträume. Die Bilder überfluteten seine Erinnerung; viele Einstellungen waren ihm noch so bekannt, als hätte er sie gestern abgedreht. Der Ballsaal in der Totalen. Kamerafahrt auf die Tanzfläche zwischen die tanzenden Paare, groß auf Katherine. Schnitt. Die Kamera dreht sich mit. Schnitt. Der erste entscheidende Blick zwischen Katherine und Christopher, der sie bis an ihr Lebensende fesseln sollte. Eine schwierige Szene: beide stehen wie angewurzelt, um sich herum den tanzenden Trubel. Wie viel Mühe und Nervenkraft hatte es ihn gekostet, in Dorothys Gesichtsausdruck so etwas wie Unschuld zu zaubern! Sie gehen aufeinander zu. Ohne ein Wort zu sprechen bittet Christopher Katherine zum Tanz. Die erste Berührung. Unzählige Frauen hatten davon geträumt. Einige Kritiker schrieben, dass Richard Mayfair in Ausstrahlung und Darstellung mit Clark Gable in ›Vom Winde verweht‹ vergleichbar wäre. Dann bricht die Familienfehde über das Fest herein: Jim steht abseits mit einem Mädchen und unterhält sich, sieht Katherine mit Christopher tanzen und eilt herbei. Jim reißt Katherine aus Christophers Armen. Nur mühsam kann eine tätliche Auseinandersetzung vermieden werden.

Christopher und Katherine treffen sich Tage später allein bei einem Ausritt. Aus zufälligen Treffen werden heimliche Verabredungen; eine Liebe ohne Aussicht auf Erfüllung. Jetzt konnte Dorothy entfalten, was in ihr steckte. Bei den Liebesszenen

brauchte sie keinen Regisseur, das war ihre Natur. Dorothys Sinnlichkeit platzte ihr aus den Nähten, auch ein Verdienst ihrer Garderobe, die ihren Körper mehr modellierte als ihn anzu- ziehen. Das gleiche Verlangen wie damals durchflutete Henry.

Ein gewaltiges Finale: Das Herrenhaus der Hendersons brennt. Jim kommt bei dem Versuch um, seine Eltern aus den Flammen zu retten. Christopher eilt mit ein paar seiner Leute zu Hilfe, trifft aber zu spät ein. Die verzehrende Liebe zwischen Christopher und Katherine findet ihre Zukunft erst in der vernichtenden Gewalt des Feuers – die Flammen geben das Wort ›Ende‹ frei: Der Kreis schließt sich.

Augenblicke später erhellte sich der Zuschauerraum. Obwohl sich der Applaus im großen Raum verlor, war die Begeisterung unverkennbar.

Henry atmete schwer.

John ging nach vorne und stellte sich vor den dunkelroten Samt. »Ich möchte Henry auf die Bühne bitten!« rief er.

»Muss das sein?« Hilfsuchend schaute Henry Marie an.

»Für wen haben wir uns wohl die Mühe gemacht?« Sie stieß ihn sanft in die Seite. »Nun geh schon, sie warten auf dich. Genieße deinen Triumph.«

Widerwillig stand er auf und machte sich auf den Weg. Es war zwecklos, sich gegen die Begeisterung zu stemmen. Er war zu aufgewühlt, um Genugtuung oder Freude zu empfinden, lediglich sein Sarkasmus ließ ihn nicht im Stich und gab ihm ›johlende Menge‹ ein. Auf der Bühne schüttelte John ihm kräftig die Hand.

»Liebe Anwesende«, sprach John in den Beifall, der danach verebbte, »ich bin mir sicher: Dies ist ein historischer Tag und ein unvergessliches Erlebnis für uns alle.« Zu Henry gewandt fuhr er fort: »Lieber Henry, du hast einen großartigen Film gemacht. Herzlichen Glückwunsch auch heute noch, mehr als fünfzig Jahre danach!«

Erwartungsvoll machte John eine Pause. Nur George klatschte und hielt inne, als die anderen ruhig blieben.

»Lang hast du unerkannt in unseren Reihen gelebt, das ist nun vorbei! Du wirst uns eine Menge erzählen müssen, wie ihr diesen Film gemacht habt und wie das so ist, als Regisseur in Hollywood zu arbeiten. Wir könnten uns an einem der nächsten Nachmittage in der Lounge treffen.«

In allem Durcheinander seiner Eindrücke entging Henry nicht, wie souverän John auftrat und wie er es sichtlich genoss, der Sprecher zu sein; er sah John, wie er im Badezimmer vor dem Spiegel stand und immer und immer wieder Henry auf die Bühne bat, ihn beglückwünschte und an wohlgesetzten Worten feilte, bis er durch ständiges Wiederholen Gefallen an den steifen Formulierungen gefunden hatte.

Henry befürchtete, von John zu einer Ansprache aufgefordert zu werden, ein Dankeschön oder gar eine Erklärung – um Himmels Willen! Aber John schien nicht daran zu denken, ihn zu Wort kommen zu lassen.

»Ich möchte euch noch unseren Gastgeber vorstellen, der das heutige Erlebnis möglich gemacht hat: Jonathan Tresellian. Ihm gehört das Kino.«

Jonathan eilte unter freundlichem Beifall nach vorne.

»Der zweite Höhepunkt des Tages«, fuhr John fort, »ist unser gemeinsames Abendessen gleich anschließend im Old House Inn. George, komm doch bitte mal zu mir!«

George erhob sich in der Mitte der ersten Zuschauerreihe. Es wurde ihm bereitwillig Platz gemacht. Trotzdem benötigte er einige Zeit, ohne zu stolpern oder seinen Sitznachbarn auf die Füße zu treten aus der Reihe zu kommen. Vor der kleinen Treppe, die auf die Bühne führte, blieb er stehen. Mit der linken Hand hielt er sich die Brust.

John kam ihm entgegen. »Hast du Schmerzen?«

George verneinte.

»Dann wirst du es überleben.« John führte George in die Mitte. »Keine Sorge!«, rief er in den Saal. »George ist okay. Nur eine kleine Herzattacke.«

»Damit macht man in unserem Alter keine Scherze«, beschwerte sich George.

»Die Handbewegung war auch nicht besonders lustig.« Versöhnlich fasste John George um die Schultern. »Unser Freund George, der sich bester – nein – guter Gesundheit erfreut, war so liebenswürdig, uns aus Anlass der heutigen Wiederaufführung von ›Brennende Liebe‹ zu einem kalten Büfett einzuladen. George, wir danken dir herzlich.«

Freudestrahlend verneigte sich George einige Male.

»Und nun geht es los!« verkündete John. »Tom wird uns wieder mit dem Schulbus fahren. Diesmal nehmen wir Henry mit, einverstanden?«

Sie werden doch nicht etwa abstimmen?, fragte sich Henry. Unten in den Reihen entstand Bewegung, man hatte die rhetorische Frage verstanden oder auch nicht, was auf das Gleiche hinauslief. Henry verließ mit den anderen die Bühne und war froh darüber, wie glimpflich die Vorstellung für ihn abgelaufen war. Nur den Mann, der allein in der letzten Reihe saß und ihn im Vorbeigehen aufmerksam musterte, kannte er nicht. Für einen Augenblick wurde Henry unruhig, doch es blieb ihm keine Zeit zum Nachdenken. Auf dem Weg zum Schulbus drückte er viele Hände, die ihm anerkennend entgegengestreckt wurden, selbst die von Emily und Clara, wie er erstaunt feststellte. Er zeigte Ergriffenheit und musste sich nicht einmal verstellen; sein zustimmendes Kopfnicken entband ihn von jeglichem Kommentar.

Beim Einsteigen klopfte die kleine Betty Owens mit ihrem Gehstock auf seinen Rücken.

»Wie sind sie dir eigentlich auf die Schliche gekommen?«

Henry nahm auf einer Sitzbank in der Nähe der Tür Platz. Betty setzte sich gleich neben ihn und blickte ihn fragend an.

»Keine Ahnung«, antwortete Henry. »Ich weiß auch nur das, was John gesagt hast.«

»Dann bleibt John uns noch eine Erklärung schuldig.« Betty drückte Henrys Hand.

Ein Zittern durchlief den Schulbus, als Tom den Motor anließ.

»Vor zwanzig Jahren hätten wir die kurze Strecke zum Gasthaus zu Fuß bewältigt«, sagte Betty. »Die Fahrt ist eine gute Gelegenheit, die erste Aufregung in Worte zu fassen.«

»Wenn sie sich gesetzt hat«, antwortete Henry. Er überlegte, warum er Betty bisher nicht ernsthaft wahrgenommen hatte. An ihrer kleinen Statur lag es nicht, dafür waren ihre dünne Stimme und ihr Auftreten zu lebhaft. Diese jetzt so unwichtige Frage verhinderte nur einen Augenblick den Erdbeben längst vergangener Jahre und der verloren geglaubte Film erschien ihm nun, nachdem die Leinwand wieder dunkel war, wie ein Fluch oder das von Amy im Winter beschworene göttliche Strafgericht.

»Mr. Bancroft! Sind Sie wieder da?«

Schwester Jessicas Augen waren ganz nah. Sie saß statt Betty neben Henry. Er spürte die Wärme ihrer Hände im Gesicht und nickte.

»Wenn Jefford das hier sähe, würden wir alle gefeuert.« Jessica sprach zu George und Pete in der Sitzreihe hinter ihr. »Hat denn niemand ein Gespür dafür, wie viel Überraschung man in diesem Alter noch verträgt?«

»Es war nicht meine Idee«, verteidigte sich George.

»Schwachkopf!« Pete stieß George mit dem Ellenbogen in die Seite. »Henry hat den Film doch selbst gemacht und wird sich folglich auch an ihn erinnern.«

»Auch Wiedersehensfreude kann tödlich sein«, sagte Jessica.

Beim Aussteigen am Old House Inn ließ sich Henry mit der Gruppe treiben. Gott sei Dank waren die Erwartungen jetzt auf das Essen ausgerichtet. Henry hatte dieses Verhalten erst in der Retirement Residence kennen gelernt. Es verwunderte ihn umso

mehr, weil das Essen durchweg gut war und kein Zweifel bestand, dass es jemals ausfallen könnte. Er machte diese instinktive Gier für das Gedränge vor dem Clubraum im Old House Inn verantwortlich. Der Raum war zu klein, um neben dem Büfett allen Eingeladenen einen Sitzplatz zu bieten. Einen Film konnten sie besorgen, der für die Fachwelt nicht mehr existent war, dachte Henry, aber nicht bis fünfundzwanzig zählen, mit Ausnahme von George, zumindest was diesen Abend anbetraf. George zeigte eine praktische Seite, die ihm keiner zugetraut hätte; er hängte das Türschild mit der Aufschrift ›Geschlossene Gesellschaft‹ ab und stellte es an die Theke. Damit nahm jeder im Gastraum Platz wo er wollte.

Während des Essens versteckte sich Henry hinter Canapés, Salathäppchen und Mini-Steaks. Eine halbe Stunde ließ sich der Lauf der Dinge aufhalten, dann rückte er mehr und mehr in den Mittelpunkt. Geduldig stand er Rede und Antwort. Auch Jonathan unterhielt sich angeregt und ließ sich nur kurz durch Henry mit der halblaut gezischten Frage unterbrechen, wo er den Film herhabe. Zufall, antwortete Jonathan, aus einer privaten Sammlung, und lächelte seiner Gesprächspartnerin zu, als sei Henrys Einmischung lästig und überflüssig gewesen.

Als sich Eloise Wiggles schließlich nach dem ›danach‹ erkundigte, fiel Henry erneut in ein tiefes Loch. Er hätte sich jetzt zuschütten lassen können mit der Begründung, es wäre halt so wankelmütig gelaufen, wie Hollywood Erfolg und Misserfolg, Gunst und Abweisung verteile. Doch das war die erbärmlichste Lösung; die halbe Wahrheit schien ihm die brauchbarste Erklärung und so erzählte er, wie er mit seiner Frau nach Vermont zurückgekehrt war, um in Bennington eine Buchhandlung aufzubauen, die Verwirklichung von Julies Lebenstraum. Auch wenn sie dicht an der Wahrheit lag, fand Henry seine Erklärung nicht sehr überzeugend. Als Marie ihn bat, sich um William zu kümmern, der sich an einen Tisch im Gastraum zurückgezogen

hatte, war er ziemlich am Ende seiner Nervenkraft. Niemand von den Umstehenden, die Eloises Frage gehört hatten, war so unhöflich, ihn einen Spinner zu nennen, der eine Buchhandlung eröffnet, nachdem er erfolgreich in der Traumfabrik Fuß gefasst hat. Die ausbleibenden Kommentare versetzten ihn in wachsende Panik, wenn er an die Aufdeckung gewisser Umstände dachte.

Erleichtert nahm Henry bei William Platz. Erstaunlicherweise bestürmte William ihn nicht. Henry genoss das Schweigen..

»Du warst ein guter Regisseur«, sagte William unvermittelt.

»Du bist ein guter Freund«, antwortete Henry.

»Trinkst du ein Glas Rotwein – mit einem Freund? Oder muss es immer Whisky sein?«

»Gerne. Rotwein.«

Henry wollte aufstehen, den Wein zu holen, doch William hielt ihn zurück. Mit einer halbvollen Flasche und einem Glas für Henry kehrte er zurück, schenkte ein und prostete Henry zu.

Henry schaute William fest in die Augen. »Das also ist eure sozial-kulturelle Freizeit.«

»Du warst die soziale Komponente – bis heute. Zukünftig kannst du dich mehr im kulturellen Bereich einbringen. Das Haus zählt auf dich, Henry.«

»Wer hat mich erkannt?«

»Niemand von uns. Der eigentliche Entdecker war Jonathan. Wir sind über den Filmtitel auf deine Spur gekommen, du hast ihn gesprächsweise einmal zu oft erwähnt. Wie du siehst, mussten wir weder Pinkerton noch die Continental Agency engagieren.«

»Und danach habt ihr mich ordentlich vorgeführt. Muss spaßig gewesen sein.«

»Du täuscht dich gewaltig. Es stand auf der Kippe, ob wir dich nicht doch einweihen sollten. Wir – Marie, John und ich – sind froh, dass wir die Sache hinter uns haben.«

Henry und William stießen darauf an, und das Schweigen stellte sich wieder ein. Henry fühlte erneut Angst in sich hochkriechen. Nach dem Jubel und der überwältigenden Anerkennung würde der Absturz in die Wirklichkeit umso größer werden. Heute Jubel, dachte er, und morgen? »Blamage!«

William hob den Kopf. »Welche Blamage?«, fragte er argwöhnisch.

»Ich habe laut gedacht«, antwortete Henry. »Ein Gedanke. Er ist mir einfach herausgerutscht.«

»Du hast von Blamage gesprochen«, hakte William nach.

»Es waren Erinnerungen, nichts weiter.«

»Bei dir auch? Mir ist heute besonders bewusst geworden, dass wir nur noch aus Erinnerungen bestehen. Du glaubst, es ist dein Herz, das schlägt.« William pochte mit der Faust auf die Brust. »In Wahrheit klopfen die Erinnerungen an.«

Henrys Puls ging schneller.

»Du darfst sie nicht einlassen«, fuhr William eindringlicher fort. »Sonst ergreifen sie vollständig von dir Besitz.«

»Klopfen sie im Moment auch bei dir an?«

William nickte. »Elena, die Kinder – die vielen Momente, in denen wir glücklich waren... «

»Ich verstehe dich nicht«, sagte Henry, »wenn du auf Zank und Hader zurückblicken müsstest, ja. Aus den glücklichen Momenten solltest du eigentlich Kraft schöpfen können.«

»Du hast ebenso wenig wie ich die richtige Einstellung zu den Dingen, die dich bewegen, sonst würdest du nicht so oft griesgrämig und verschlossen herumlaufen.«

»Habe ich mich nicht gebessert?«

»Warum mussten wir dich dann heute aus dem Old House Inn herschleppen lassen?«

Henry nahm einen tiefen Schluck aus dem Glas. »Weil die Erinnerungen angeklopft haben«, sagte er leise. »Und zwar sehr heftig.«

»Wenn ich einen Film wie ›Brennende Liebe‹ gedreht hätte, stünde mein Herz jedenfalls weit offen. Warum hast du nicht weiter gemacht? Aus meiner Berufserfahrung kenne ich keinen Amerikaner, der freiwillig aufgehört hat, solange er erfolgreich ist und damit Geld verdienen kann.«

Henry griff zum Rotweinglas und lupfte es, stellte es aber sogleich wieder ab. »Hast Du immer alles richtig gemacht in deinem Leben?«

William schüttelte den Kopf. »Glaubst du an ausgleichende Gerechtigkeit? An die Macht des Schicksals?«

»Nicht hier auf Erden. Ich folge in diesem Punkte der Ansicht meiner Frau. Sie war katholisch und bezog in der Frage der Gerechtigkeit das Jenseits mit ein.«

Über Williams Gesicht huschte ein verträumter Ausdruck. »In das Jenseits können dir die Erinnerungen nicht folgen.«

»Also gibt es doch tröstliche Aussichten für uns beide?«

»Wenn es nur nicht so weit wäre«, antwortete William bitter. Diesmal nahm er das Glas und stieß auffordernd an Henrys. Sie prosteten sich wortlos zu.

Jonathan scheuchte sie aus ihren Gedanken. Er verbat sich Trübsal blasende Einzelgänger, denn heute sei ein großer Tag, tönte er, der gebührend gefeiert werden müsse. Freunde und Mitbewohner verlangten nach Henry und forderten eine Presseerklärung. Augenblicklich kehrte Henrys Anspannung zurück. Wenn die Dinge nicht eine unerfreuliche Wendung nehmen sollten, musste er jetzt eingreifen.

»Es wird schon«, sagte er zu William, ohne selbst Zuversicht zu verspüren, und mischte sich unter die Leute, um nach dem Thema Veröffentlichung zu suchen. Er fand es bei Pete. Marie, Eloise und Betty hörten ihm zu, wie er sich an der Idee erfreute, die Filmvorführung könne ruhig noch einmal oder gleich eine ganze Woche wiederholt werden, damit niemand in Cornbridge gezwungen war, die Gelegenheit zu versäumen. Henry würde

zu Beginn jeder Vorstellung vorne stehen und die einleitenden Worte sprechen.

Er werde einen Teufel tun, sagte Henry barsch, wurde aber sofort wieder freundlich und bat, seine Anonymität zu respektieren. Pete blieb hartnäckig. Er ließ sich darüber aus, dass es im Leben nichts bringe, sein Licht unter den Scheffel zu stellen und führte auch gleich ein Beispiel aus dem Verwandtenkreis an. Ein Cousin hatte, weil er sich nicht traute, eine Rationalisierungsidee so lange zurückgehalten, bis ein Kollege mit dem gleichen Einfall eine fette Prämie kassierte. Auch er, Pete, sei nicht reich geboren worden; was er heute darstelle, sei die Summe aller genutzten Gelegenheiten

In seinem Fall, entgegnete Henry, sei nicht zu erwarten, dass ein zweiter Regisseur daher käme und Anspruch auf seinen Film erheben würde. Manche von denen, die heute mit Beifall nicht gespart hätten, würden bei dem abzusehenden Rummel um seine Person morgen wünschen, sie wären heute zu Haus geblieben und hätten Amy Candlewood Gesellschaft geleistet. Andeutungsweise drohte er mit einem Anwalt, ehe Pete einlenkte. Mitten hinein in Petes Rechtfertigung, er habe es nur gut gemeint und ein wenig Abwechslung könne nicht schaden, das sei auch immer Henrys Meinung gewesen, mahnte Jessica zum Aufbruch.

»Bringen Sie mich zum Bus?« fragte er, ohne dass es die anderen hören konnten.

»Gerne, wenn kein anderer Anspruch auf Sie oder mich als Begleitung erhebt.«

»Eifersucht? Ich fühle mich ziemlich am Ende, das ist der Grund.«

»Manchmal wiegen die erfreulichen Dingen ebenso schwer wie die unerfreulichen.«

Sie traten hinaus auf die Straße. In seinem Fall, dachte Henry, fielen die erfreulichen mit den unerfreulichen Dingen zusammen. Folglich trug er doppelt schwer.

Auf dem Weg zum Frühstück blickte Henry in lächelnde Gesichter. Der Guten-Morgen-Gruß fiel ausgelassener als sonst aus, registrierte er. Pete und Eloise ließen ihn sogar erst an ihrem Tisch vorbei gehen, nachdem sie den gestrigen Abend in einem kurzen Wortwechsel gewürdigt hatten. Prompt beschlich Henry Angst, wenn auch nicht mit der gleichen Heftigkeit wie gestern Abend. Nie wieder würde er zu seiner gewohnten Lebensweise kommen, befürchtete er, und selbst entscheiden können, wann er reden oder schweigen wollte. Bereits beim Mittagessen wurden seine Befürchtungen bestätigt – das Essen war seit einer halben Stunde vorüber, er aber noch nicht bis in sein Zimmer gekommen. Marie, Betty und Amy blockierten den Treppenaufgang in der Halle. Vermutlich hatten die Neuigkeiten vor Amy und ihrem Betzirkel nicht Halt gemacht und ein rechtfertigendes Gespräch war unausweichlich, denn Amy würde keine Ruhe geben, bis sie ihr Fernbleiben und das ihrer Freundinnen begründet hatte. Henry lag mit seiner Einschätzung richtig: Der Film sei unmoralisch, erklärte Amy, ohne ihn direkt anzugreifen, das habe sie mit eigenen Augen feststellen können, als sie ›Brennende Liebe‹ im Auftrag der Kirchengemeinde Probe gesehen hatte und den Gemeindemitgliedern wegen der unsittlichen Darstellungen vom Besuch abraten musste. Wenn es um die Moral ging, hielten auch Katholiken und die Church of New England undogmatisch zusammen. Henry wunderte sich nicht über Amys Urteil, denn der Film hatte erstaunlicher Weise die Zensur des Hays Office, dem Wächter über Moral und Anstand in Filmen, mit nur geringen Kürzungen passiert. Während andere Regisseure mit Symbolen arbeiteten, wenn es um Sex ging, bevorzugte Henry den raffinierten Bildausschnitt – er zeigte von Dorothy und Richard nie mehr als die entblößten Schultern bis zum Brustansatz oder die Beine bis oberhalb der

Knie, und weil kein Stückchen Stoff zu sehen war, sprang das Wort ›nackt‹ direkt aus der Leinwand.

Henry waren Moralisten suspekt, besonders solche, die Unmoral erst in Augenschein nehmen müssen, um sie dann zu verdammen. Natürlich hatte das Studio die kontroversen Reaktionen des Publikums zu ›Brennende Liebe‹ verfolgt, sich aber nicht öffentlich dazu geäußert. Paradise Pictures hätte auf das Hays Office verweisen und so der Kritik die Spitze nehmen können. Weil dieser nahe liegende Hinweis unterblieb, zog Henry eigene Schlussfolgerungen. Vielleicht wollte Goldstein das Hays Office nicht in Verlegenheit bringen. Was Henry über die Gründe für Goldsteins Verhalten vermutete, blieb Spekulation. Heute hörte er zum ersten Mal, dass dem Film ein gewisser Ruf vorausgeëilt sein musste und Amys Gemeinde in Concord, New Hampshire, schneller erreichte als die Filmkopie selbst. Dass Amy seine Meinung über die zumutbare Grenze der Sittenlosigkeit in Filmen teilen würde, war ausgeschlossen. Während er sich weiter mit den Frauen unterhielt, suchte er in Gedanken nach einem unverfänglichen Grund, sich zu verabschieden, ohne unhöflich zu sein, und wunderte sich darüber, dass niemand über schmerzende Beine durch das lange Stehen klagte; seine taten ihm weh, aber er wollte nicht der Erste sein.

In der Not schickte ihm der Zufall Emily zu Hilfe.

»Emily überreicht wieder einen Zettel«, unterbrach Marie Amys Ansichten. »Wer ist der Glückliche?«

»Wir hatten einen Anruf für Sie, Mr. Bancroft.« Emily schaute auf das Stückchen Papier in ihrer Hand. »Von Brian Murray. Er sagte, er sei Ihr Neffe. Ich soll Ihnen ausrichten, er möchte Sie heute gegen Abend noch besuchen. Sie sollen ihn anrufen, wenn Sie keine Zeit haben. Mein Gott, was glaubt Mr. Murray, welche Termine Sie hier noch haben?«

Henry suchte nach einer Antwort, die den Zustand von Langeweile durch Ruhe persiflierte, aber Emily war schneller.

»Die Telefonnummer von Mr. Murray.« Emily reichte Henry den Zettel. »Die Vorstellung gestern – ein großartiges, ein unvergessliches Erlebnis! Ich werde noch heute meiner Schwester schreiben.«

Henry lächelte verlegen. Zuviel Überschwang forderte ansonsten seinen Spott heraus, aber er wollte Emily nicht verletzen. »Ich muss mich um den Anruf kümmern«, warf er den Damen zu und ergriff die Gelegenheit, sich zu verabschieden.

Die Treppe hoch schmerzten ihm die Beine. Er trug schwer an den Briefen, die noch geschrieben würden – Emily an ihre Schwester, und nicht nur Emily, die gesamte Einwohnerschaft würde schreiben und telefonieren, Jessica, Maryann und Clara würden es Freunden und Familie erzählen, eine Lawine würde sich lösen und ihn begraben. Wenn er die Dinge nicht einfach laufen lassen wollte, musste er etwas unternehmen. Aber was? Eine Verschwörung mit Emily inszenieren, die Briefmarken verschwinden lassen oder noch besser, alle Briefe einsammeln und die Telefonanlage kurzschließen?, dachte Henry.

Oben im Zimmer saß er wie gelähmt im Sessel und bewegte sich nur, wenn er zum Glas griff. Brian erschien pünktlich. Henry schlug vor, in den Park zu gehen; er habe seine vier Wände für heute satt und denke, die frische Luft würde seinem Kopf gut tun, auch weil die Farbe der Wolken Regen ankündige.

»Ich bin zudem nicht mehr ganz nüchtern«, gestand Henry. Von Brian erwartete er keine Vorhaltungen. Brian respektierte ihn und deshalb war es Henry immer leicht gefallen, ein aufmerksamer Onkel zu sein.

»Wenn du nicht mehr sicher auf den Beinen bist, sollten wir vielleicht auf dem Zimmer bleiben und das Fenster öffnen.«

»Papperlapapp«, sagte Henry. »Du wirst mich schon festhalten, wenn ich umkippe.«

»Soweit werden wir es gar nicht kommen lassen«, sagte Brian. Er griff Henry unter den Arm und zog ihn aus dem Sessel

hoch. Im Park nahmen sie den Weg, den Henry ›links herum‹ nannte.

»Ich war gestern bei Michael, Onkel Henry«, begann Brian. »Mein Computer wird immer langsamer und ich weiß nicht, warum.« Brian schien über die Ursachen nachzudenken, sagte aber plötzlich: »Michael hat mir von der Filmvorführung erzählt. Die war doch gestern, oder?«

Henry blieb so abrupt stehen, als habe ihn der Schlag getroffen, und geriet dabei ins Schwanken. Brian griff ihm geistesgegenwärtig unter den Arm.

»Michael wusste von der Vorführung?« Henry befreite seinen Arm sanft aus Brians fürsorglicher Hilfe. »Von wem?«

Brian übergang die Frage. »›Brennende Liebe!‹ Wie alt war ich, sieben oder acht, als ich bei euch im Wohnzimmer ein Album mit Fotos und Zeitungsausschnitten fand. Auf einigen Fotos waren Scheinwerfer und Kameras; die Bilder passten zu den Zeitungsausschnitten über einen Film. Neugierig wie ich war, habe ich das Album Tante Julie gezeigt und sie gefragt, ob wirklich du das auf einigen Fotos bist. Sie mich beiseite genommen. Man dürfe mit dir nicht über Filme reden und erst gar nicht von ›Brennende Liebe‹, um dir nicht weh zu tun. Sie sprach ernst und vermittelte mir den Eindruck, sie hätte mir eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe übertragen. Weil der Film nie in einem Kino oder im Fernsehen gezeigt wurde, kam ich auch nie in Konflikt mit Tante Julies Bitte. Was hätte ich dafür gegeben, den Film einmal zu sehen, von dem Tante Julie so viel Aufhebens gemacht hat!«

»Julie hat dir das erzählt?«

»Ist dir das etwa unangenehm?« fragte Brian verlegen. »Ab dem Zeitpunkt warst du für mich ›der große Onkel‹.«

»Sie hat meine Umgebung komplett instruiert!« Henry ging weiter und ruderte mit den Armen. »Am Ende stellt sich noch heraus, dass *sie* den größten Teil meines Lebens inszeniert hat!«

»Warum sollte Tante Julie nicht auch ein großes Werk schaffen, so wie du? Ich habe sie jedenfalls bewundert, wie sie zu dir stand. Dich habe ich als Helden still verehrt. Für einen Achtjährigen ist ein Film natürlich interessanter als ehelicher Beistand.«

»Du wärest besser mein Sohn geworden«, brummte Henry. »Aber nun erzähle mir endlich, von wem Michael von der Vorstellung wusste und warum dieser Idiot, wenn er schon mehr weiß als ich, nicht erschienen ist.«

»Kennst du Jessica?«

Henry hob die Hände. »Sie arbeitet hier. Und?«

»Ist sie hübsch und jung?«

»Hübsch und für mich zu jung. Obwohl – für ein hübsches unverheiratetes Mädchen ist sie schon recht alt, um die dreißig.«

»Geht sie mit Michael?« fragte Brian.

Henry verzog die Mundwinkel zu einem angedeuteten Lächeln. Kürzlich hatte er in einem Film eine andere Version dieser Fragestellung gehört: Schläft sie mit Michael?

»Woher soll ich wissen, mit wem er befreundet ist? Ich liege doch nicht in seinem Bett«, antwortete er.

»Ist das wieder dein seltsamer Humor, Onkel Henry?«

»Wahrscheinlich. Komm endlich zum Thema: Hat Michael die Information von Jessica?«

Brian nickte. »Sie ist Montag bei ihm in Bennington gewesen. Michael war so überrascht von ihrem Besuch, dass ihm gleich eine dumme Bemerkung herausgerutscht ist – ob er sich für dich etwa wieder entschuldigen müsse. Jessica hat zu dir gehalten, worauf er ihr ziemlich deutlich gesteckt hat, sie solle sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.«

»Das hat dir Michael freiwillig erzählt?«

»Ja. Er machte einen sehr niedergeschlagenen Eindruck.«

»Sie mag ihn«, stellte Henry fest. »Wahrscheinlich liebt sie ihn sogar. Und er weiß es – nein, er weiß noch gar nicht, dass er es weiß, dieser Dummkopf. Vor kurzem ist sie durch Zufall in

einen Streit zwischen Michael und mir geraten. Sie reagierte persönlich, sehr betroffen. Es ging um – also, ich hatte an dem Tag eine unerfreuliche Unterredung mit dem Leiter dieser Einrichtung. Wir waren grundsätzlich anderer Meinung.«

»Ich dachte, du genießt hier deinen Lebensabend.«

»Nur Lebensabend stimmt«, antwortete Henry. »Mr. Jefford, der Direktor, Michael, Jessica und ich sind in verschiedenen Szenen aufgetreten, praktisch aber zum selben Anlass. Ich hatte am Vorabend etwas zu viel getrunken.«

»Das alte Thema.«

»Entscheide dich – Streit oder Alkohol!«, sagte Henry barsch.

»Wie wäre es mit dem Anlass für den Streit?«

»Der Anlass ist meine Sache. Michael hat sich an dem besagten Tag bei Mr. Jefford, den ich gerne den ›Anstaltsleiter‹ nenne, für zwei oder drei Gläschen entschuldigt, die ich zuviel getrunken hatte. In meinem Namen, verstehst du? Das war daneben, und zwar gründlich. Wenn schon eine Entschuldigung, dann wäre Jefford in der Pflicht gewesen.«

»Hatte Mr. Jefford denn auch zu viel getrunken? Mehr als zwei oder drei Gläschen?«

»Herrgott«, antwortete Henry. »Woher soll ich wissen, ob Jefford trinkt? Abends besuchte mich Michael und traf Schwester Jessica auf meinem Zimmer an. Neben den üblichen Vorhaltungen mir gegenüber hat er sie gleich mit von oben abserviert. Was kann das deiner Ansicht nach bedeuten, wenn sie nach diesem Vorfall trotzdem zu ihm fährt? An und für sich könnten ihr unsere Familienangelegenheiten gleichgültig sein.«

Brian lachte. »So ganz verstehe ich zwar nicht, was hier vorgefallen ist, aber jetzt begreife ich erst, warum Michael sich die Hücke voll gesoffen hat.«

»Halte dich an die Tatsachen«, sagte Henry steif. »Michael rührt keinen Tropfen an.«

»Das glaubst du. Er ist auf dem Parkplatz des Mountain View

Hotels wegen Trunkenheit am Steuer verhaftet worden und hat eine Nacht im Gefängnis verbracht.«

»Du würdest nie einen Scherz mit mir machen, oder?«

Brian verneinte mit einem Kopfschütteln..

»Wenn einer den Kopf schüttelt«, lachte Henry, »dann doch wohl ich!«

»Ich gönne dir deinen Spaß«, sagte Brian und deutete auf Maryann, die ihnen vom Haus entgegenkam. »Ist sie das? Alle Achtung!«

»Jessica? Nein, das ist Schwester Maryann. Sie muss noch ein wenig reifen. Aber das kommt mit den Jahren von allein.«

Brian schwieg für einen Augenblick. Er ging ein paar Schritte schneller. Als er merkte, dass Henry zurück blieb, wartete er »Nicht bei Phyllis«, sagte er unvermittelt.

»Was ist mit Phyllis?«

Brians Gesicht wurde hart. »Keine Veränderung. Sie nörgelt und ist unzufrieden.«

»Und du?«

»Ich denke über die Scheidung nach.«

Sie gingen eine Weile wortlos nebeneinander her.

«Hat Michael Einzelheiten erwähnt, warum er sich betrunken hat?«, fragte Henry.

»Vermutlich wegen dieser Jessica. Ich schliesse das aus dem Zusammenhang, erzählt hat er selbstverständlich nichts. Es gab eine kleine Meldung in der Zeitung. Ein Michael B. wurde dem Richter vorgeführt. Der Fall war insoweit von Interesse, als der Tatvorwurf strittig war. Der Mann war betrunken ins Auto gestiegen, hatte den Motor angelassen und war einen Meter weit gefahren, dann verwechselte er Bremse und Gaspedal und blieb abrupt stehen, direkt neben dem Streifenwagen der Polizei. Als die Polizisten den Mann festnahmen, hatte er den Wagenschlüssel schon abgezogen und in die Jackentasche gesteckt. Das hat ihn vermutlich gerettet. ›Michael B.‹ – da habe ich ihn

gefragt, ob er das ist, eigentlich mehr aus Spaß. Michael wurde verlegen und sagte etwas von zufälliger Namensgleichheit. Ich habe mir meinen Teil gedacht.«

Die Zeitungen!, dachte Henry. Schlagartig verließ in seine gute Laune. Gleich morgen würde er kontrollieren, ob nicht doch etwas über die Filmvorführung durchgesickert war. Das liebte er besonders an diesem Land – die elende Wichtigtuerei aller möglichen Leute, die mit ›Hallo, ich weiß was‹ oder ›ich habe was gesehen‹ in die Medien drängten, ohne sich Gedanken über die Konsequenzen für die Betroffenen zu machen. Da gab es den Fall der Myriam Rice, die im falschen Augenblick in Cornbridge am *common* saß, von ihrer Schwester Helen das Baby übernahm und später der Kindesentführung bezichtigt wurde – und das alles nur wegen einer vermeintlichen Kindesentführung im Einkaufszentrum am Connecticut River und schon dreißig Minuten später im lokalen Fernsehen verbreitet, die sich als Missverständnis einer panisch reagierenden Mutter herausstellte.

»Habe ich etwas falsch gemacht, Onkel Henry?«

»Du? Nein. Die Filmvorführung war eine vorgezogene Überraschung zu meinem Geburtstag in der nächsten Woche.«

»Wird es eine Wiederholung geben?«

»Vermutlich nicht. Der Film stammt aus einer privaten Sammlung. Weiß der Teufel, wie er überhaupt seinen Weg nach Cornbridge gefunden hat.«

Henry schaute in den Himmel. Ein einzelner Regentropfen hatte ihn an der Stirn getroffen. »Wir müssen ins Haus zurück«, sagte er.

Henry entwendete ein Exemplar des Cornbridge Chronicle aus der Halle und nahm es mit auf sein Zimmer. Eine fehlende Zeitung würde nicht auffallen, hoffte er; die meisten Bewohner hatten ohnehin das Blatt aus ihrem Heimatort abonniert. Auf dieses Gefühl, wenigstens noch virtuell zu Hause zu sein, hatte Henry von vorneherein verzichtet.

Henry blätterte den Chronicle zwei Mal durch, ohne Befund, wie er dachte, nach dem ihm beim Lesen des Berichts über die Erweiterung des hiesigen Krankenhauses der morgige Routine-termin bei Dr. Scullin einfiel. Die Meldung des Tages, mit Fortsetzung auf Seite 2, war das erneute Auftreten des Exhibitonisten, des ›Schweins‹, wie sich Detective Sergeant Schofield drastisch gegenüber dem Reporter ausdrückte, um dann bereitwillig Auskunft zu geben. Die achtjährige Cindy Parker war am späten Nachmittag auf dem Heimweg von ihrer Freundin Sandra. Für die halbe Meile bis zu ihrem Elternhaus benutzte sie ein Fahrrad. Der Weg führte ein gutes Stück am Fuße eines bewaldeten Hügels entlang, der diesen Teil von Cornbridge vom Connecticut River trennte. Für Cindy waren die vierhundert yards, an denen der Waldesrand bis unmittelbar an den Weg heranreichte, die unangenehmste Strecke. Elaine Parker, Cindys Mutter – Foto auf Seite 2 – hatte gemäß eines in den Bericht eingefügten Textfensters ihrer Tochter geraten, den Wald ganz einfach zu übersehen und zur Wiesenseite zu schauen: eine geschickt platzierte praktische Botschaft an alle um ihre ängstlichen Kinder besorgten Mütter im County, fand Henry. Nach Aussage ihrer Mutter versuchte Cindy jedes Mal tapfer, dem Rat zu folgen, doch es mussten Zauberkräfte am Werk sein, die ihren Kopf magisch in Richtung auf das bedrohliche Dunkel zogen.

Cindy hatte den Mann erst im letzten Augenblick gesehen, erzählte der Chronicle, diesmal ohne seine Quellen zu nennen.

Er müsse etwas zurückgezogen im Wald gestanden haben, einen Hut tief in das Gesicht gezogen; ein hochgewachsener Mann, den Cindy ihrer Mutter gegenüber als einen ›Riesen‹ beschrieben hatte. Mit beiden Händen hatte er seinen Mantel wie einen Vorhang geöffnet und war durch die Bewegung ins Rutschen geraten. An einem tief hängenden Zweig verlor er den Hut.

Das Haus der Parkers lag am Ende des Weges an der Einmündung zur Straße. Cindy war zum Kucheneingang gerannt und hatte verstört »Mum! Mum!« geschrien, im Wald stünde ein ekliger Alter! Der Chronicle hatte auch dieses Zitat als Blickfang mittig im Bericht platziert.

Keine fünfzehn Minuten später sei die Polizei zur Stelle gewesen, betonte Schofield. Sie hätten zunächst die nähere Umgebung abgesucht und dann den Wald bis auf die andere Seite des Hügels und zur Straße, die den Connecticut River und die Bahnlinie überquerte. Bei dem anhaltend trockenen Wetter sei die Suche nach Spuren aber erfolglos geblieben.

Die ihr sowieso zertrampelt hättet, dachte Henry knurrend. Seltsamer Weise beruhigte ihn das Fehlen der Meldung über die Filmvorführung nicht. Sie wäre auch noch in einigen Tagen druckfrisch. Die Ungewissheit würde also noch andauern.

»Sie sind aber nicht gut drauf«, stellte Maryann fröhlich fest, als Henry ihr mit dem Cornbridge Chronicle unter dem Arm auf dem Weg zum Mittagessen begegnete.

»Das kann nicht sein«, gab Henry im Hinuntergehen zurück, »mit drei Höhepunkten am Tag ginge es auch Ihnen nicht schlecht.«

»Sie sind ein Ferkel«, sagte Maryann. Kaum war der Satz heraus, beugte sie sich zu Henry über das Treppengeländer zurück und tat den kurzen Dialog als Scherz ab.

»Der Herr allein richtet«, sagte Heather Randolph von oben.

Henry blieb stehen und drehte sich um. Aus Maryanns Gesicht war die Farbe gewichen.

»Eine freundschaftliche Frotzelei, Mrs. Randolfs, wie ich schon zu Mr. Bancroft sagte, nichts weiter.« In Maryanns Augen kehrte die Lebhaftigkeit zurück.

»Wir schließen Sie in unser Gebet ein«, sagte Heather salbungsvoll. »Wie wir es mit Henry tun.«

»Danke«, sagte Henry und stieg die Treppe wieder empor. »Welcher Sünde bezichtigst du mich?«

Heather öffnete überrascht den Mund.

»Es muss dir nicht peinlich sein«, log Henry. Er genoss Heathers Verlegenheit, ließ sich aber nicht anmerken.

»Wir klagen nicht an. Der Herr vergibt, wenn du deine Sittenlosigkeit aufrichtig bereut.«

Die alte Leier also, dachte Henry, die so dehnbar wie ein ausgelutschtes Kaugummi war. Dann explodierten die Sterne einer mühsam unterdrückten Anspannung vor seinen Augen. »Selbstverständlich habe ich sie gevögelt!«, sagte Henry heftig und aufgebracht. »Kannst du das auch von dir behaupten, gevögelt worden zu sein?«

Es brauchte einige Sekunden, bis Heather die Ungeheuerlichkeit von Henrys obszönem Geständnis für sich einordnen konnte. »Du wirfst mir meine Kinderlosigkeit vor?«, fragte sie und schlug, so heftig sie konnte, auf den Handlauf des Treppengeländers. »Die Antwort wird dir Mr. Jefford geben.« Mit hoch erhobenem Kopf ging sie zum Aufzug.

Damit hatte Henry nicht gerechnet. Er fürchtete sich nicht vor einer erneuten Auseinandersetzung mit Jefford, aber was sollte Jefford zu Heathers Kinderlosigkeit aussagen? Solange Michael monatlich das Geld überwies, würde sich Jefford schwer tun, ihn wegen einer impulsiven Äußerung zu kündigen. Auf Michael war in dieser Hinsicht Verlass. Das letzte, was sich Michael wünschen würde, war Henrys Auszug aus der Retirement Residence. Michael hätte ihn bei sich aufnehmen müssen, denn Julies Haus war inzwischen verkauft.

Henry schaffte es, vor Heather im Speiseraum zu sein. Als sie, immer noch sichtlich aufgebracht, an ihrem Tisch Platz nahm, erhob er sich und schaute durch den Raum. Wer beim Essen aufstand – das verstand inzwischen jeder – hatte der Allgemeinheit etwas mitzuteilen. Henrys Rundumblick endete bei John. Als dieser erwartend den Kopf hob, griff Henry hinter sich zur Stuhllehne. Er rückte den Stuhl zurecht und setzte sich wieder hin.

Maries Augen fragten ihn, ob er etwas sagen wollte.

Henry verleugnete sich mit einem angedeuteten Kopfschütteln. Er war sich plötzlich nicht mehr sicher, wie ernst er Johns Vorschlag nehmen sollte, über Hollywood und das Filmemachen zu erzählen. Konnten sie nicht stattdessen die einschlägigen *Making-of*-Bücher oder die Biografien der bekanntesten Filmgrößen lesen? Mit Wehmut dachte Henry an diesen Teil seiner Bibliothek, den er in Bennington zurückgelassen hatte und über deren Verbleib er nichts wusste. Drei Bücherkisten, maximal, hatte Michael gesagt, denn der Platz in einem Zimmer sei begrenzt. Ohne Julie hatte er sich nicht getraut, den Schwerpunkt seiner Bücherauswahl auf Hollywood zu legen, um Michael nicht zu reizen. Das war, im Nachhinein betrachtet, ein Fehler gewesen, denn Romane konnte er in der öffentlichen Bibliothek von Cornbridge problemloser ausleihen als Fachbücher. Die Biografie von Dorothy Wentworth war nur über die Fernleihe aus Burlington zu bekommen. Ausleihen bedeutete auch zurückgeben und machte von daher für ihn wenig Sinn. Antiquarisch besorgen, fiel ihm plötzlich dazu ein und wunderte sich, warum ein alter Buchhändler wie er nicht viel eher auf diese Idee gekommen war. Mit einem vergnügten Lächeln nahm er den Löffel, als Clara ihm die Suppentasse mit einer *Consommée* servierte.

Henrys gute Stimmung hielt nicht lange an. Das Schweigen am Tisch bedrückte ihn. Er erwartete keine neuen Lobeshymnen

zu ›Brennende Liebe‹, im Gegenteil, er wäre dankbar gewesen, über Alltäglichkeiten sprechen zu können. Aus Johns Gesichtsausdruck schloss er eine ihm unerklärliche Verweigerung, William schien bedrückt, was aber in letzter Zeit nichts Neues war, und Marie war bestimmt aufgrund seiner Reaktion verstummt. Während sie auf den Hauptgang warteten, überfiel ihn wieder diese beunruhigende Version; er sah die Mitbewohner über ihn schreiben und telefonieren, *eine Rotationsmaschine spuckte unaufhörlich gefaltete Zeitungen aus, als breite sie ein Kartenspiel mit unendlich vielen Blättern aus*, und die einzige Möglichkeit, diese Maschinerie zu stoppen, bestand darin, sie erst gar nicht anlaufen zu lassen.

Henry atmete tief durch und verdrängte die unangenehme Vorstellung. Der Appetit war ihm vergangen. Er stand auf und verließ ohne weitere Erklärung den Speiseraum. Auf der Treppe nach oben überlegte er, wie er die drohende, ihn überrollende Informationswelle aufhalten könnte. Sollte er mit jedem einzelnen hier im Hause sprechen und gegen seine Überzeugung um Verständnis für Ruhe, Abgeschiedenheit und Rücksichtnahme werben? Seht her, wäre ich sonst hier anstatt in Hollywood?

Zum Abendessen meldete er sich ab und bekam eine kleine Obstschale auf das Zimmer.

Kurz nach zehn Uhr abends schlich er wie ein Verschwörer zu Maries Zimmer, klopfte verhalten an aus Sorge, andere könnten ihn bemerken und seinen Besuch missdeuten.

»Wer ist da?«

»Ich bin es, Henry«, antwortete er mit halblauter Stimme.

»Einen Moment, ich ziehe mir nur schnell etwas über.«

Trotz seiner Nervosität registrierte er, wie uniform solche Situationen in Büchern wie in Filmen abliefen: Ein Mann klopft an eine Tür und die Frau dahinter muss sich schnell etwas überziehen. Wenn Frauen sich unbeobachtet fühlten, liefen sie scheinbar halbnackt herum.

Marie öffnete. Sie trug einen Morgenmantel über einem cremefarbenen seidenen Nachhemd.

»Ich muss dich unbedingt sprechen.«

»Komm herein.« Sie schloss die Tür. »Ich kann dir allerdings nichts zu trinken anbieten, dieses Zimmer ist trocken.«

Er hätte gerne ein Glas genommen.

»Was kann ich für dich tun?«

»Es hat nichts mit dir zu tun«, hatte er Julie stereotyp geantwortet, wie viele Männer vor ihm auf die immer gleiche atemlos vorgetragene Frage: »Du hast mit ihr ein Verhältnis, nicht wahr?« Das Team hängt am Set, tagelang, manchmal mehrere Wochen; man ist sich länger und intensiver näher, teilt auch die freie Zeit miteinander. Dabei wäre es auch dann geschehen, wenn er Regie an einem Theater geführt hätte – Dorothy Ausstrahlung wäre er überall auf der Welt erlegen.

»Träumst du, Henry?«

Dorothy löste sich aus seinen Armen, ihr Bild verblasste und trat hinter das fragende Gesicht von Marie zurück..

Es würde weniger schmerzlos sein, schnell und rundheraus zu erzählen, so wie man ein Pflaster ruckartig abreißt. »Ich war mit siebenundzwanzig ganz oben und mit neunundzwanzig wieder tief unten, abgestürzt. Wenn meine Frau nicht gewesen wäre ...«

»War es deine Hauptdarstellerin?«

Die Frage hätte ihn nicht überraschender treffen können. Mit beiden Händen griff er nach den Lehnen des Sessels, obwohl er sicher saß.

»Wie kommst du darauf?«

»Ich habe dich während der Vorführung beobachtet. Noch nie habe ich in deinem Gesicht eine größere innere Anteilnahme erlebt. Neben mir saß ein anderer Mensch, entdeckte ich, und plötzlich entstand in mir ein seltsamer Eindruck. Die Art, wie Dorothy Wentworth durch die Kamera betrachtet wurde, kam mir – Verzeihung – lüstern vor.«

»Tatsächlich?« freute sich Henry. »Grains, der Kameramann, hat den Film mit meinen Augen fotografiert. Ständig habe ich ihm in den Ohren gelegen mit dem, was ich sehen will.«

»Was war der wirkliche Grund?«

Henry nahm sich vor der Antwort die Zeit, die ein Schluck aus einem Glas benötigt hätte.

»Ich habe den Erfolg nicht verkräftet. Partys, Publicity-Termine, Alkohol, die Blicke der Frauen – überwiegend begehrt. Zu viele, die noch Karriere machen wollten, hielten sich in meiner Nähe auf, ganz abgesehen von den Schauspielerinnen, mit denen mich das Studio ganz offiziell als Begleitung auf die Promotion-Veranstaltungen schickte. Das Ende begann mit den Dreharbeiten zu ›Janes Geheimnis‹. Ich kam morgens häufig zu spät, noch halb betrunken, und sehr schnell hatte ich mir Termin- und Budgetüberschreitungen eingehandelt. Es gab Gründe« – Henry räusperte sich – »mich aus der Produktion zu feuern, aber nicht zu entlassen. Ein Jahr später bekam ich eine zweite Chance in einer B-Produktion, ›Tod in Montana‹. Die Zahl der Frauen um mich herum hatte sich bereits deutlich reduziert – einschließlich Dorothy. Nach dem sie mir den Laufpass gab, war sie zwei Jahre lang heimlich mit Richard Mayfair liiert, bis sie eines morgens nackt und ertrunken in seinem Swimmingpool gefunden wurde.«

»Ich erinnere mich, davon in der Zeitung gelesen zu haben«, sagte Marie. »Erzähle weiter, aber bitte ohne eine Gedenkminute einzulegen, denn ich bin neugierig.«

»Die Umstände ihres Todes wurden nie ganz geklärt. Im Polizeiprotokoll hieß es, sie sei nach einer privaten Feier nachts betrunken allein zum Schwimmen gegangen. Private Feier! Kannst du mir erklären, was fünf Männer und ein Sexsymbol privat zu feiern haben? Nach meiner Überzeugung haben sie Dorothy mit Drogen vollgepumpt. Mir kann niemand weismachen, das sei bei der Obduktion nicht festgestellt worden

Treue war zwar nicht ihre stärkste Seite, aber sie trieb es nicht, schon gar nicht freiwillig.«

Henry unterstrich seine Überzeugung mit dem Zeigefinger.

»Selbst ein Star wie Dorothy war nicht unabhängig sondern nur Angestellte des Studios«, fuhr er fort. »Ihre glamouröse Welt war ein Theater, eine Inszenierung, eine Aufführung ihrer selbst, damit das Studio Geld verdiente. Dorothy wurde auch an reiche Geldgeber ausgeliehen – man bekommt Kredit und arrangiert als kleine Gegenleistung eine Party. Wenn sie als hemmungslose Nacht endet – okay, Hauptsache, es bleibt diskret. Ist das nicht widersinnig? Nur Geld allein ist der Maßstab. Ich behaupte nicht, diese Arrangements seien ausschließlich zu diesem Zweck getroffen worden, es gab genug private Einladungen unter Produzenten, Regisseuren, Schauspielern, bei denen der Gastgeber Freunde und Bekannte einlud, denen in einer anderen Welt das Attribut einflussreich anhing, also Leute mit Geld und auch Glanz, nur eben nicht mit dem hochglanzpolierten, vom Oscar geschwängerten Hollywood. So war es bei der Party von Richard Mayfair. Dem Vernehmen nach soll er eine von den goldenen Anstecknadeln haben, die Errol Flynn auf seinen Segeltouren an besonders eifrige Gäste verteilte.«

»Ich nehme an, für Gruppensex?«

»Für fünfzig Orgasmen in einer Woche erhielt man die Nachbildung eines erigierten Penis.«

»Das sind doch Ammenmärchen«, widersprach Marie.

»Von seriösen Leuten recherchiert.«

»Wie dem auch sei – du sprachst von dir und einer zweiten Chance.«

»Ich wurde mit dem Erfolg von ›Brennende Liebe‹ nicht fertig und erst recht nicht mit der Vergänglichkeit des Erfolgs. Dabei sah ich um mich herum genug Auf- und Abstieg. Ich schloss die Augen und war felsenfest überzeugt, dass es immer die anderen treffen würde. Es traf mich, weil ich weit und breit der dümmste

und arroganteste Idiot in Hollywood war. Selbst die Filmsternen benahmen sich intelligenter als ich, sie wussten zwar nie genau, bei wem Körpereinsatz angebracht und erfolgreich war, aber sie gingen das Risiko ein.«

»Du hast davon auch Gebrauch gemacht?«

»Reichlich. Nach meinem Rauswurf gab es für mich nur noch die letzte Chance, Julie. Sie bezahlte meine Schulden und nahm mich mit nach Vermont, wo wir in Bennington die Buchhandlung eröffnet haben, wie Julie es wollte. Ich habe ebenfalls bezahlt, mit dem Versprechen, nie wieder ein Studio zu betreten oder an einer Filmproduktion mitzuwirken.«

»Ich verstehe. Der zweite Teil deiner Karriere ist dir peinlich.«

»Soll ich eine öffentliche Lebensbeichte ablegen? – Vorträge halten! Ich möchte wissen, was John sich dabei gedacht hat. Und ohne mich zu fragen«

»»Ob es mit dem verwalteten Hinscheiden so weiter gehen soll wie bisher«. Das sind doch deine Worte, nicht wahr? Mich betrifft es zwar nicht unmittelbar, ich bin mit dem Wechsel aus ruhigen Monaten und lebhaften Tagen mit meinen Kindern und Enkeln zufrieden, aber dich! Soll ich dir noch andere Schlagworte von dir aufzählen? Haus Totenstille, Mausoleum, Leichenschauhaus, Insassen.«

Henry brummte und wechselte das Thema. »John benimmt sich mir gegenüber ungewöhnlich zurückhaltend, als hätten wir die Rollen getauscht.«

»Wundert dich das? John ist eifersüchtig. Er hat mit mir und deinen Freunden die Veranstaltung organisiert und du erntest die Früchte der Arbeit; nicht er, sondern du stehst im Mittelpunkt. Wie begeistert und stolz John war! Blindes Anführen liegt nun mal in seinem Naturell. Hinter der Gleichgültigkeit verbirgt er seine merklich abkühlende Hochstimmung.«

»Und ich habe mich noch nicht einmal bei ihm bedankt.«

»Weil deine Gedanken ausschließlich um dich kreisen. Wie

hat deine Frau den Egoismus all die Jahre ausgehalten? Für mich wäre das ein Scheidungsgrund.«

»Wahrscheinlich war ich nicht so schlecht wie du mich soeben beschrieben hast.«

»Wahrscheinlich«, lächelte Marie. »Deine guten Seiten ahne ich mehr als dass ich sie erfahre. Bist du eigentlich nie auf die Idee gekommen, dass Julie dich gekauft haben könnte?«

Henry schwieg.

»Über deine unreifen Fehlritte möchte ich nicht richten. Ich kann auch nicht beurteilen, ob dich deine Frau tatsächlich gekauft hat, aber nach meinem Eindruck hast du dich die ganze Zeit ihr gegenüber benommen, als hätte sie es. Ich stelle mir vor, wie du dein Leben in einen stummen Vorwurf kleidest – Alkohol spricht nicht und erzählt trotzdem eine Menge.«

»Du hast wirklich nichts zu trinken?«

»Warum sollte ich dich quälen?«

Henry zog ein Gesicht.

»Du weichst mir aus«, stellte Marie fest. »Das überrascht mich nicht. Eigentlich lieferst du damit den Beweis, dass meine These nicht weit von der Wahrheit entfernt liegen kann.«

»Selbstmitleid war im Spiel«, antwortete Henry, »und Liebe. Die lasse ich mir von dir nicht wegdiskutieren. Um dir den Unterschied zwischen Julie und Dorothy begreiflich zu machen, müsste ich auch eine Menge intimer Details anführen.«

»Auch ich bin mit meinem Mann ins Bett gegangen. Manchmal heftig, manchmal zärtlich, manchmal routiniert. Wie in allen anderen Ehen, die ein Leben lang gehalten haben und überwiegend glücklich verlaufen sind. Du willst über deine Ehe nur nicht reden.«

»Ich bin alt genug, um nicht mehr über alles reden zu müssen.« Er dachte an Julies Zärtlichkeit und wie sie sich erkundigte, ob es schön für ihn gewesen sei. Und er dachte an seine Wollust und wie er Dorothy sagte, wie gewaltig es ihm gekommen war.

Laut sagte er, dass er sich an Julie aufrichten konnte und an Dorothy haltlos zerbrochen war.

»Eine gut formulierte Zusammenfassung«, meinte Marie. »Ich habe genügend Phantasie, mir die Einzelheiten dazu vorzustellen. Und jetzt erzählst du mir, was du Eloise geantwortet hast, als sie dich im Old House Inn nach dem Fortgang deiner Karriere gefragt hat.«

»Die Wahrheit, oder besser gesagt, die halbe Wahrheit: Die Sache mit der Buchhandlung. Geglaut hat mir vermutlich niemand.«

Marie betrachtete ihn nachdenklich.

»Henry, ich habe dich sehr gern, und darum will ich ganz offen und ehrlich zu dir sein. Du musst durch diese Schwierigkeiten hindurch. Viel zu lange hast du deine Probleme an die Seite geschoben, und dich in deinen Pseudo-Alkoholismus geflüchtet. Jetzt gibt es kein Ausweichen mehr.«

»Ihr könnt keine Ansprüche an mich stellen. Ich habe mich schließlich nicht zu einer Symbolfigur gemacht.«

»Niemand hat sein Leben vollständig allein in der Hand. Du hast den Erfolg genossen und du musst den Misserfolg ertragen. Seine Arbeit an die Öffentlichkeit zu geben heißt, mit Reaktionen umzugehen, ansonsten hättest du einen anderen Beruf ergreifen müssen. In deinem Alter solltest du andere Sorgen als die um deinen guten Ruf haben.«

»An dir stört mich nur, dass du verdammt oft recht hast.«

Marie lächelte. »Danke für das Kompliment.« Sie stand auf und half ihm aus dem Sessel. »Sei tapfer!«

Allein der Gedanke an das Wort ›Vortrag‹ verursachte bei Henry eine Art Brechreiz, als wenn er nach oben Drängendes nicht zurückhalten konnte. Der Termin ließ sich nicht einfach kommentarlos ans Schwarze Brett hängen, weil dieser Aushang der Verwaltung vorbehalten war, sondern er musste beim Essen aufstehen, um die allgemeine Aufmerksamkeit bitten und sein Anliegen verkünden. Diesmal kniff er nicht.

Den Beginn legte er auf sieben Uhr nach dem Abendessen fest. Etwa eine halbe Stunde lang würde er sprechen, schätzte er, anschließend gäbe es die Diskussion und dann die Fragen. Jetzt war nichts mehr zu ändern.

Kaum war er nach dem Mittagessen auf dem Zimmer, verstärkte sich seine Unruhe. Er tat das Naheliegende – sie mit Whisky zu bekämpfen. Am späten Nachmittag lief er mit sich selbst redend über den Flur der zweiten Etage und begegnete Maryann.

»Oh Gott!« stöhnte Maryann. »Warum trifft es schon wieder mich? Mr. Bancroft!« Sie schüttelte ihn an den Schultern und suchte seinen Blickkontakt. »Ihr Zimmer ist eine Etage tiefer. Wie wollen Sie denn gleich Ihren Vortrag halten? Nicht hinfallen!« mahnte sie und stützte ihn ab.

»Ich bin der Lord von New Hampshire«, behauptete Henry und fasste Maryann an die Brust. »Dorothy, Liebling!«

»Sei froh, dass du mildernde Umstände hast, sonst würde es etwas setzen«, entgegnete Maryann. Sie schleppte ihn zum Aufzug und fuhr eine Etage hinunter. Als sie merkte, auf welcher schwankenden Aktion sie sich eingelassen hatte, trieb sie ihn an, bloß nicht umzukippen – das könnte sie ihren Job kosten, weil sie keine Hilfe geholt hatte. Auf seinem Zimmer setzte sie ihn in den Sessel und drückte seine Hände fest auf die Armlehnen. Telefonisch bestellte sie in der Küche eine Kanne Kaffee.

»Ich sollte Ihren Kopf in kaltes Wasser tauchen«, sagte Maryann, als sie auflegte. »Schade. Ein sympathischer Gedanke.« Sie hielt ein Handtuch unter die Dusche, wrang es aus und wickelte es Henry ungeachtet seiner Proteste um den Kopf.

Der Kaffee wurde von Jessica nach oben gebracht. Sie erfasste die Situation mit einem Blick.

»Was hast du vor?« fragte sie. »Willst du ihm einen Herzinfarkt verpassen?«

»Kaffee steigert die Denkfähigkeit und erweitert die Herzkranzgefäße. Denk an seinen Vortrag.«

»Er ist keine dreißig mehr«, sagte Jessica. »Puls und Blutdruck messen, und eine Tasse höchstens, wenn die Werte in Ordnung sind. – Legen Sie sich hin, Mr. Bancroft. Wir bringen Ihnen das Abendessen nach oben.«

Als Clara das Essen servierte, war er soweit bei Verstand, dass er sich schämte und sie bat, sein Benehmen bei Maryann zu entschuldigen. Clara erbot sich, ihn zum Vortrag vom Zimmer abzuholen, doch er lehnte dankend ab.

Henry brachte keinen Bissen herunter. Einen Teil des Essens spülte er in der Toilette herunter. Auf gar keinen Fall sollten Maryann und Jessica denken, ihre wohl meinende Fürsorge würde von ihm ignoriert.

Eine Minute vor sieben Uhr machte sich Henry auf den Weg. Seine Beine waren ungewohnt schwer und er kämpfte mit einem Schwindelgefühl, von dem er nicht sagen konnte, ob es eingebildet oder tatsächlich war.

Der Aufenthaltsraum war gut besetzt. Soweit Henry erkennen konnte, waren sie alle gekommen, die gesamte Meute, auch Jonathan. Er winkte aus der Ecke links und rief ihm ein gutgelauntes ›Hi Henry!‹ zu.

Henry nahm auf dem einzig freien Stuhl Platz, hinter einem der kleinen Esstische, der eigens für ihn aus dem Speisesaal herübergetragen worden war. Auf dem Tisch standen eine Wasser-

karraffe und ein bereits gefülltes Glas. Er trank das Glas in großen Schlucken leer. Dann trat Ruhe ein. Henry blickte in die Runde und schloss sogleich die Augen – die Zuhörer tanzten auf und ab. Nach einigen Sekunden öffnete er vorsichtig die Augen: Das Auditorium hatte sich beruhigt, schien ihn aber nunmehr erwartungsvoll anzustarren. Noch einmal presste er die Lider kurz zusammen.

Er wolle etwas über den – die Entstehung des Films erzählen, begann er. Natürlich nicht im Allgemeinen, sondern über ›Brennende Liebe‹, präzisierte er.

Die Vorführung im Movie Star Theatre war das Geburtstagsgeschenk seiner Freunde, fiel ihm plötzlich ein.

»Für das ich mich noch gar nicht bedankt habe«, sagte er laut und erschrak.

Es folgte ein Durcheinander von Fragen, wofür sein Dank ausgeblieben sei. Marie fand schließlich Henrys gedanklichen roten Faden. Sein Geburtstag sei erst übermorgen, stellte sie fest, also dürfe er sich noch gar nicht bedanken, ansonsten drohe Unglück. Jeder verstand das und es kehrte wieder Ruhe ein. Henry wollte nun endlich beginnen; er öffnete den Mund, brachte aber keinen Ton heraus und wischte sich die Schweißtropfen mit einem Taschentuch von der Stirn.

»Geht es dir nicht gut?« fragte Marie. »Sollen wir für eine Viertelstunde unterbrechen?«

Jessica und Maryann zwängten sich zwischen den vollbesetzten Tischen nach vorne.

»Haben Sie Beschwerden? Schwindel? Herzrasen? Schmerzen im linken Arm?« erkundigte sich Jessica. Sie fasste Henrys Hand und fühlte den Puls.

Verlegen gestand er, dass ihm der Alkohol noch zu schaffen mache.

»Die Viertelstunde reicht nicht. Wir verschieben den Beginn auf acht Uhr«, bestimmte Jessica. »Sie legen sich solange ins Bett.

– Wir machen um acht Uhr weiter«, rief sie in den Raum. »Es ist die Aufregung.«

Unter den mitfühlenden Blicken der Anwesenden führte Jessica Henry aus dem Raum. Im Vorbeigehen hörte er, wie sich Maryann bei Marie beklagte. Sie habe Henry auf die Beine gestellt und der barmherzigen Schwester den Liebesdienst erst ermöglicht. Er bekam Maries Antwort nicht mehr mit.

Jessica zog ihm Jackett und Schuhe aus und legte ihn auf das Bett.

»Entspannen Sie sich«, sagte sie leise. Henry bemerkte, dass ihr die Tränen in den Augen standen. Als sich Jessica von der Bettkante erhob, versuchte er, sie festzuhalten.

»Sie schaffen das schon«, sagte Jessica und legte seine Arme zurück. »Ich hole sie um acht Uhr ab.«

Nur nicht einschlafen, dachte Henry und starrte an die Decke. Sie erschien ihm wie eine Leinwand, und prompt stellten sich die ersten Bilder ein. Er stand im Studio, unter einem Gewirr von Kabeln und kreuz und quer verspannten Seilen, an denen in den Dekorationen die Scheinwerfer hingen. Er konnte nicht erkennen, in welcher Produktion er sich befand und wer Regie führte.

Henry schloss die Augen und schaltete damit die Projektion ab. Er zwang sich, an das Thema seines Vortrags zu denken. Wenn er die Geschichte zu ›Brennende Liebe‹ für sich durchging, würde er gleich sicherer sprechen. Beginnen wollte er mit der ständigen Not der Studios auf der Suche nach geeigneten Filmstoffen. Dazu passte, wie er durch Zufall auf den Roman ›Die Henderson Saga‹ gestoßen war. Das Buch lag vergessen im Zugabteil und er vertrieb sich mit der Lektüre die Langeweile auf der Fahrt von San Francisco nach Los Angeles. Am Tag nach seiner Ankunft ließ er sich einen Termin bei Aaron Goldstein, dem Studioboss von Paradise Pictures, geben und berichtete ihm, was er entdeckt hatte. Die Story böte alles, was eine Verfilmung brauche: Drama und Konflikte, Liebe und Leidenschaft,

schwärmte er, und würde reichlich Ernte einfahren auf einem Acker, der bereits von der Konkurrenz bestellt worden war: ›Vom Winde verweht‹ habe ein so breites Kielwasser hinterlassen, dass ein weiteres Epos mühelos hinterher fahren könne. Goldstein brauchte zwei Tage, dann hatte er den Roman gelesen und das Team zusammengestellt. Er, Henry, sollte die Regie übernehmen. Über diese Nominierung war er mächtig stolz. Sie erschien ihm auch selbstverständlich, nach dem er bislang in zwei Produktionen erfolgreich Regie geführt hatte, und nicht als ein Dankeschön, weil er den Stoff entdeckt hatte.

Vorsicht, dachte Henry. Er lobte sich für seine Aufmerksamkeit und schärfte sich ein, frühere Erfolge besser nicht zu erwähnen. Seine Karriere war nicht das Thema des Abends, darauf musste er strikt achten.

Den Auftrag für das Drehbuch bekam Benny Pike. Keiner der Zuhörer würde Benny Pike kennen, vermutete Henry, Drehbuchschreiber standen für gewöhnlich nicht im Rampenlicht der ersten Reihe. Er würde also einige der Filme nennen müssen, die nach Drehbüchern von Benny Pike bei Paradise Pictures und Warner Bros. entstanden waren, und auf Aha-Effekte bei den Zuhörern hoffen. Benny hatte vier Monate gebraucht, bis das Script in der Endfassung vorlag, noch ohne Titel. Wir brauchen einen zündenden Titel, hatte er zu Benny gesagt, in der die Liebenden erst durch die Gewalt des Feuers endgültig zueinander finden. Er wusste die Antwort bereits, noch bevor er die Frage vollständig ausgesprochen hatte.

Die Besetzung war bei manchen Filmen ebenso spannend wie der Film selbst; nur, dass diese Stücke nicht zur öffentlichen Aufführung, sondern höchstens in Hedda Hoppers Klatschspalten gelangten, garniert mit Gerüchten und Vermutungen. Es gab in der Branche nur eine Ausnahme: Die spektakuläre Besetzung der Scarlett O'Hara. Geschickt erzählt, könnte er die Zuhörer auf die über ein Jahr andauernde landesweite Fahndung mitnehmen, die

der Produzent, David O. Selznick, inszenierte, und die völlig unerwartet bei Vivien Leigh in England endete. Das war ein gutes Beispiel dafür, wie der Stoff den Darsteller suchte, aber es gab auch genügend andere Fälle, bei denen es an Stoffen für Darsteller mangelte, die sich in ein bestimmtes Fach hineingespielt hatten. Für ›Brennende Liebe‹ wurden ihm mit Dorothy Wentworth und Richard Mayfair zwei große Stars anvertraut. Von dem Augenblick, in dem Goldstein ihm seine Entscheidung zu Dorothy Wentworth mit einem Gesicht mitteilte, als sei diese Besetzung ein wertvolles Geschenk, lebte er mit der Sorge, ob mit Dorothy Wentworth die Rolle der Katherine Henderson nicht zu aufdringlich besetzt sein würde. Ausgerechnet Julie brachte ihn auf die richtige Lösung. Zwischen unschuldig und lasziv gebe es einige Abstufungen, und die glaubwürdigste würde sein, dass die Unschuld nicht ahnt, wie lasziv sie eigentlich ist.

So könnte der Abend funktionieren, dachte Henry, erschöpft von der Anstrengung, sich gegen die Nebel in seinem Kopf zu konzentrieren – zumindest bis zu dem Zeitpunkt, zu dem die Fragen gestellt würden. Ein kleiner Schwächeanfall würde ihn nur heute retten, aber nicht auf Dauer, dachte er. Mit der Sorge klopften auch die Beklemmungen wieder an.

Henry atmete tief durch.

Es war stockdunkel. Henry schreckte hoch und versuchte sich zu erinnern, wo er sein müsste. Er streckte den rechten Arm aus, stieß etwas polternd zu Boden, dann berührte er den Fuß der Nachttischlampe und tastete nach dem Schalter. Auf dem Fußboden neben dem Bett lag der Wecker und zeigte vier Uhr zwei- unddreißig. Jemand hatte die Jalousie vor dem Fenster zugezogen, was die Dunkelheit im Zimmer und seinen Schreck erklärte. Henry war gewohnt, bei schwachem Lichtschein zu schlafen. Hier in Longford Manor leuchtete die Lampe an der Ausgangstür zum Park zu seinem Fenster hinauf.

Er hatte den Vortrag geschmissen, dämmerte ihm, und das würde weiteren Erklärungsbedarf auslösen. Ärgerlich über sich selbst zog er sich aus und legte sich wieder ins Bett, um weiter zu schlafen, konnte seine Gedanken aber nicht mehr abschalten. Mal wollte er Jessica vorwurfsvoll Bescheid geben, ihn nicht geweckt zu haben, mal gestand er ihr zu, dass sie wohlmeinend gehandelt hatte. Am Ende fand er sich schlecht gelaunt als Erster zum Frühstück ein. Er traf Clara an, die noch mit dem Aufdecken beschäftigt war. Clara sparte sich die Begrüßung.

»Machen Sie das böse Gesicht wegen mir?«, fragte sie. Das Schuldbewusste stand ihr ebenso wie ihr dienstbeflissenes Verhalten, bei dem sich Henry schon gefragt hatte, ob hinter den schwarzen Haaren und dunklen Augen nicht doch der nächste Ausbruch des Ätna verborgen war. »Ich habe Jessica gefragt, ob ich Sie wecken soll, aber sie hat mir das ausdrücklich verboten.«

»Mussten Sie denn unbedingt die Jalousien in meinem Zimmer zuziehen?«

Clara schaute Henry nur kurz an. Während sie die letzten Gedecke auf dem Tisch auslegte, durchlebte Henry das Schamgefühl, mit seiner Frage über das Ziel hinaus geschossen zu sein. Er entschuldigte sich, bekam aber keine Antwort.

Es zeigte sich, dass niemand über den ausgefallenen Vortrag verstimmt war, im Gegenteil. Man war überrascht, Henry nach der Unpässlichkeit am gestrigen Abend früher als sonst beim Frühstück zu sehen. Na dann, bis heute Abend, war die frohe Botschaft. Henry konnte nur mühsam seine Aggressionen unterdrücken. Bis dahin waren es noch gute zehn Stunden; eine Zeitspanne, die durch die Vorstellung, bei jeder Begegnung ein wohlwollendes ›bis gleich‹ auf den Weg zu bekommen, ein ungeheuerliches Ausmaß annahm. Dem ließ sich nur entfliehen, wenn er die Zeit zwischen den Mahlzeiten auf dem Zimmer blieb. Er widerstand dem Impuls, bei Marie unterzukriechen.

Im Fernsehen lief ›Haben und Nichthaben‹ mit Humphrey Bogart und Lauren Bacall. Henry erinnerte sich und wurde unruhig; die Flasche und das Glas auf dem Tisch winkten ihm scheinbar fröhlich zu und versprachen Trost.

Henry nickte auf die Frage des Barkeepers, ob er nachschenken solle. Er griff nach dem vollen Glas, setzte es nach kurzem Zögern wieder ab und betrachtete das Regal mit den Flaschen und Gläsern vor sich, der einzig erleuchtete Bereich im Starlight. Im Grunde machte es keinen Sinn, die Tatsachen in noch mehr Alkohol zu ertränken.

Vom Flügel klang leise ›Someone to watch over me‹. Ohne die Solotrompete verlor die Melodie von ihrer Einfühlsamkeit, dachte Henry, es war die Trompete, die dem Lied die Sentimentalität verlieh, und nicht die Stimme von Margaret Whiting. Henry beobachtete den Mann am Flügel, wie er seinen Körper in die Melodie legte und den Kopf senkte und auf die über die Tasten gleitenden Finger schaute.

Neben dem Flügel öffnete sich eine Tür. Giorgio Morenos betrat die Bar, sein Reich. Der Gang hinter der Tür lag im Halbdunkel, so dass kein greller Lichtschein den Gästen die Illusion zerstörte, unter dem Firmament zu sitzen. Die ersten Takte von ›Moonlight in Vermont‹ erklangen, als habe Morenos das Lied für diesen Augenblick bestellt, um sich für eine mögliche Störung der stimmungsvollen Beleuchtung zu entschuldigen.

»'N Abend, Henry.« Morenos zog den Hollywood Reporter aus der Seitentasche des Jacketts und legte die Zeitung zur Hälfte gefaltet vor Henry auf die Theke. »Ich brauche das Geld. Morgen.« Freundlich beklopfte er Henrys Oberarm. »Du solltest Dich mal wieder frisch machen. Also bleib nicht die ganze Nacht hier hocken.« Zum Barkeeper sagte Morenos: »Mr. Bancroft hat bezahlt.« Der Barkeeper nickte. Morenos ließ seine Hand langsam von Henrys Schulter gleiten, als er weiter ging, eine zuversichtliche und gleichzeitig bestimmende Geste.

Henry hatte den Zeitungsartikel unzählige Male gelesen, immer wieder, als könnte er dem Inhalt nicht glauben, und obwohl er seinen Rausschmiss nicht aus der Zeitung erfahren musste, gelang es ihm nicht, seine Augen von der aufreizend mittig auf der Titelseite platzierten und mit ›Absturz?‹ überschriebenen Nachricht abzuwenden. »Henry Bancroft (30), der es im vergangenen Jahr mit dem Film ›Brennende Liebe‹ geschafft hat, als bisher jüngster Regisseur für den Academy Award nominiert zu werden und danach wie ein Komet in den Filmhimmel aufgestiegen war, ist ins Trudeln geraten. Gestern wurde bekannt, dass Paradise Pictures ihn aus der laufenden Produktion ›Tod in Montana‹ entlassen hat, vermutlich auf persönliche Anweisung von Aaron Goldstein. Weiter auf Seite 3.«

»Was ist denn nun schon wieder los?«, fragte Jessica und nahm Henrys Gesicht in beide Hände. Er genoss diese Geste und entspannte den Nacken, damit die Berührung intensiver wurde.

»Geben Sie den Hörer her.« Jessica nahm ihm den Hörer aus der Hand und legte ihn zurück auf das Telefon. »Warum haben Sie den Notruf gedrückt?«

»Not-ruf?«, stotterte Henry.

Henry rutschte vorsichtig vom Barhocker und ging mit unsicheren Schritten zum Ausgang. Er warf eine Münze in das Wandtelefon an der Garderobe. Eine Zeitlang verharrte der Zeigefinger in der Wählscheibe, dann drehte er, holte einen Zettel aus der Hosentasche und wählte weiter.

»Julie? Bitte leg nicht auf.«

»Du bist wieder betrunken«, stellte Julie tonlos fest.

»Ich bin nicht betrunken«, sagte Henry. Er saß auf dem Fußboden vor dem Bett. Jessica zog ihn hoch. Wie war sie ins Zimmer gekommen?, fragte er sich. So wie Jessica ihn vorgefunden hatte, würde sie ihm nicht glauben, dass er noch halbwegs nüchtern war.

»Das ist mir, ehrlich gesagt, egal«, sagte Jessica.

Die ungewohnte Härte in ihrer Stimme ließ Henry aufhören.

»Heute veranstalten die Bancrofts nichts mehr«, sagte sie.

»Wie stehe ich denn da, wenn ich schon wieder absage?«

»Wie einer, der Aufregungen nicht mehr verkraftet«, entgegnete Jessica, »und das ist weder bei Ihnen noch bei den anderen ungewöhnlich. Alles hat seine zwei Seiten: Mrs. Candlewood kann dann wie gewohnt ihre Jeopardy-Runde in der Lounge um sich scharren und auf die Frage zur 500-\$-Antwort in der Kategorie ›Religion‹ warten.« Jessica griff in die Tasche ihrer Strickjacke und warf einen Briefumschlag auf das Bett.

Für einen Augenblick fühlte sich Henry provoziert – er war der zahlende Bewohner und Jessica die Angestellte. Sie hatte nichts aufs sein Bett zu werfen, sondern sich nach seinen Wünschen zu erkundigen. Auch wenn er auf dem Fußboden gesessen hatte. Er war jetzt nicht in der Stimmung, sich zu streiten. Die Frage, woher Jonathan verdammt noch mal den Film aufgetrieben hatte, verursachte ihm immer noch schlechte Laune.

»Lesen Sie.«

Zögernd nahm Henry den Umschlag und öffnete ihn. ›Liebe Jessica‹, lautete die Anrede. Ansonsten waren die fünf Schreibmaschinenblätter auffällig in Blocksatz bedruckt, und jede Zeile begann und endete mit ›Ich liebe Dich.‹

Henry las den Absender auf der Rückseite des Umschlags.

»Das ist doch immerhin etwas«, sagte er. »Ich hatte gleich bei meiner Einlieferung den Verdacht, weil er in Ihrer Gegenwart so

unsicher wirkte. Als er mich dann immer seltener besuchte, habe ich geglaubt... Und nach dem Streit von neulich...« Henry winkte ab, als habe er Michael in jeder Hinsicht abgeschrieben.

»Computerausdrucke!«

»Moderne Zeiten«, entgegnete Henry und gab Jessica den Brief zurück.

»Ich heilige Einfältigkeit habe geglaubt, er wolle sich bei mir entschuldigen.« Jessica zerriss die Seiten und schaute sich nach einem Abfallbehälter um. Schließlich stopfte sie die Schnipsel in die Jackentasche.

»Wofür?«

»Für unverschämtes Benehmen. Ich bin zwei Tage vor der Filmvorführung an meinem freien Tag nach Bennington gefahren, um Ihren Sohn zu informieren. Wissen Sie was er mich zur Begrüßung gefragt hat?«

Henry schüttelte den Kopf.

»Ob *ich* mich entschuldigen wolle!«

»Wenn Sie sich nichts anderes zu sagen haben«, leierte Henry genervt.

»Sie möchten von Einzelheiten verschont bleiben? Wie er mich in sein Büro dirigiert hat? So!« Jessica schob Henry mit fünf Fingern im Rücken zur Tür.

»Lassen Sie das!«, fauchte Henry und wand sich aus dem Griff.